Rheinland-Pfalz
GENERALDIREKTION
KULTURELLES ERBE

Denkmaltag Rheinland-Pfalz 2020

Vielfalt des Mittelalters

Denkmaltag Rheinland-Pfalz 2020

Vielfalt des Mittelalters

Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz,
Direktion Landesdenkmalpflege

Grußwort

Ubi maxima vis regni esse noscitur – „wo bekanntlich die größte Macht des Reiches liegt“: So charakterisierte Bischof Otto von Freising (um 1112–1158) in seiner Lebensbeschreibung Kaiser Friedrich Barbarossas das Land am Rhein zwischen Basel und Mainz. Mit dem Rhein- und dem Moseltal umfasst Rheinland-Pfalz eines der Kernländer des Heiligen Römischen Reiches im Mittelalter. Die prächtigen sog. rheinischen Kaiserdome in Speyer, Mainz und Worms, die einst glanzvollen Kaiserpfalzen in Ingelheim und Kaiserslautern oder die mächtigen Reichsburgen wie der Trifels prägen als monumentale Marksteine das Land ebenso wie die Fülle von Klöstern, Kirchen und Burgen in den Mittelgebirgen und Flusstälern. Wehrmauern, Adelssitze und repräsentative Bürgerhäuser zeugen von der Bedeutung und vom Wohlstand vieler Städte und Dörfer. Die weit über Mittel- und Nordeuropa ausstrahlende Bedeutung der jüdischen Gemeinden in den rheinischen Städten mit ihren bis heute erhaltenen mittelalterlichen Synagogen, Ritualbädern und Friedhöfen steht im Mittelpunkt des Weltkulturerbe-Antrags „SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz“, den das Land Rheinland-Pfalz in diesem Jahr bei der UNESCO eingereicht hat.

Mit der großen Landesausstellung „Die Kaiser und die Säulen ihrer Macht“ steht Rheinland-Pfalz 2020 ganz im Zeichen des Mittelalters. Auch der am „Tag des offenen Denkmals®“ von der Landesdenkmalpflege in der Generaldirektion Kulturelles Erbe veranstaltete Denkmaltag Rheinland-Pfalz widmet sich diesem Thema.

Erstmals in seiner langjährigen Erfolgsgeschichte seit 1992 kann der Tag des offenen Denkmals am 13. September jedoch wegen der Corona-Pandemie nicht in gewohnter Form stattfinden. Die immer gut besuchten Führungen, Besichtigungen und Veranstaltungen, bei denen zahlreiche sonst verschlossene Kulturdenkmäler für Besucherinnen und Besucher geöffnet sind und aktuelle Maßnahmen vorgestellt werden, müssen in diesem Jahr leider entfallen. Dessen ungeachtet verdienen die Leistungen der Eigentümerinnen und Eigentümer, Planerinnen und Planer, Handwerkerinnen und Handwerker sowie der vielen ehrenamtlich tätigen Vereine und Initiativen für die Denkmäler unsere Aufmerksamkeit und Würdigung. Mit ihrem Engagement leisten sie alle einen maßgeblichen Beitrag zum Erhalt des kulturellen Reichtums und zur historischen Identität unseres Landes. Nutzen Sie daher das digitale Angebot der Deutschen Stiftung Denkmalschutz (www.tag-des-offenen-denkmals.de), das Ihnen auf diesem Wege interessante Einblicke gewährt und Sie vielleicht mit unerwarteten Entdeckungen überrascht.

Unabhängig vom unmittelbaren Anlass des Denkmaltages bietet Ihnen diese Broschüre die Möglichkeit, die mittelalterlichen Schätze unseres Landes ebenso kennenzulernen wie die denkmalpflegerischen Herausforderungen bei ihrer Erhaltung. Alle beschriebenen Maßnahmen wurden von der Landesdenkmalpflege und den Unteren Denkmalschutzbehörden fachlich betreut, die meisten von ihnen durch Mittel des Landes, einige auch durch Zuschüsse des Bundes finanziell gefördert.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre sowie eine spannende virtuelle, hoffentlich bald auch wieder reale Erlebnisreise durch die reiche Denkmallandschaft Rheinland-Pfalz!

PROF. DR. KONRAD WOLF
Minister für Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur

Vorwort

Anlässlich des Denkmaltages Rheinland-Pfalz legt die Landesdenkmalpflege in der Generaldirektion Kulturelles Erbe 2020 nun zum zweiten Mal ein Themenheft vor, in dem sie anhand ausgesuchter Beispiele über ihre Arbeit berichtet. Auch wenn infolge der durch die Corona-Pandemie bedingten Beschränkungen in diesem Jahr am Denkmaltag keine Publikumsveranstaltungen oder Führungen angeboten werden können, vermittelt die Broschüre dennoch einen lebendigen Einblick in die reiche Denkmallandschaft und die Bemühungen um ihre Erhaltung und Pflege.
Die 2020 im Landesmuseum Mainz veranstaltete Landesausstellung „Die Kaiser und die Säulen ihrer Macht" ist Anlass für alle Direktionen der GDKE, sich mit dem Thema Mittelalter auseinanderzusetzen. Für die Landesdenkmalpflege verbindet sich diese Epoche, deren großartige Werke das historische Gesicht von Rheinland-Pfalz bis heute besonders prägen, in vielfacher Hinsicht mit ihrer fachlichen Tätigkeit. Das denkmalpflegerische Aufgabenspektrum erstreckt sich von der Sicherung von Burgruinen, der Instandsetzung von Fachwerk- und Dachkonstruktionen über die Erforschung, Konservierung und Wiederherstellung historischer Oberflächen mit Putzsystemen und Farbfassungen bis zur Restaurierung von Wandmalereien und Ausstattungsstücken. Erforderlich ist hierfür nicht nur ein breites Fachwissen und die intensive Beschäftigung mit den individuellen Objekten, sondern auch die enge Zusammenarbeit mit Experten unterschiedlichster Fachrichtungen.
Auf diese Weise ist die Arbeit der Denkmalpflege stets mit einem Gewinn an neuen, mitunter überraschenden Erkenntnissen über historische Bauweisen, künstlerische Techniken, Stilformen sowie Datierungen verbunden und trägt damit maßgeblich zur Erweiterung unseres Wissens über diese weit zurückliegenden Jahrhunderte bei. Das vorliegende Heft berichtet von der Tätigkeit der verschiedenen Fachbereiche der Denkmalpflege, die die Denkmalerfassung und -erforschung in der Inventarisation, die fachliche Begleitung von Maßnahmen zusammen mit Eigentümern, Planern, Handwerkern und Restauratoren sowie die Vermittlung historischer Wertigkeiten und denkmalpflegerischer Entscheidungsprozesse umfasst.

Darüber hinaus lässt die Broschüre die Vielfalt und die Bedeutung der mittelalterlichen Kulturdenkmäler in Rheinland-Pfalz anschaulich werden. Fast alle der vorgestellten Bauten und Kunstwerke verbinden sich mit aktuellen Maßnahmen oder Untersuchungen. Zu ihnen gehören Wehrbauten wie die Burgruine Wernerseck in der Vordereifel und die fast unberührt erhaltene Burg Eltz, doch auch die Kauzenburg in Bad Kreuznach mit ihrem bereits denkmalwerten Neuausbau durch den Architekten Gottfried Böhm, der in diesem Jahr seinen 100. Geburtstag feiern konnte. Die Spanne der Klöster reicht von der die Landschaft beherrschenden Abtei Limburg bei Bad Dürkheim, die noch als Ruine machtvoll ihre königliche Gründung demonstriert, bis zur hoch über der Lahn aufragenden Klosterkirche Arnstein mit ihrer neu entdeckten Ausmalung.
Den hohen Anspruch sakraler Ausstattungen belegen das großartige Ursularetabel in der Abtei Marienstatt, aber auch ein seltenes „Kabinettstück" wie die gotische Sakristeitür der ehem. Johanniterkirche in Mussbach bei Neustadt an der Weinstraße. In den Städten erzählen neben den aufwendigen Kirchen die neugestalteten Reste der Barbarossapfalz in Kaiserslautern, die verborgenen Fragmente des Bischofshofes in Landau oder die Stadtmauern in Mainz und Worms von kaiserlicher Förderung, Stadtherrschaft und bürgerlichen Privilegien. Eine Vorstellung davon, wie es im Inneren der Städte und Dörfer aussah, vermitteln der Frankenturm in Trier oder die frühen Fachwerkbauten im pfälzischen Neustadt und in Ediger an der Mosel. Die uralte Tradition der jüdischen Kultur im Rheinland wird sichtbar in den ehem. SchUM-Städten Mainz, Speyer und Worms.

Damit enthält die Broschüre eine abwechslungsreiche Auswahl bemerkenswerter Kulturdenkmäler, die auch unabhängig vom Denkmaltag immer einen Besuch lohnen.

THOMAS METZ
GDKE, Generaldirektor

DR. ROSWITHA KAISER
GDKE, Landeskonservatorin

Die Kaiserpfalz in Kaiserslautern

Aus dem Verborgenen zurück ins Blickfeld

Der heute inmitten des Zentrums von Kaiserslautern auf einem Felsplateau ansteigende Burghügel stellt mit seiner in fränkische, salische, staufische und kurpfälzische Zeit reichenden Baugeschichte ein historisch bedeutendes Zeugnis der Stadtgeschichte dar.

Die erhaltenen baulichen Reste der ehemals prächtigen Anlage der Kaiserpfalz, im Süden unterhalb des heute alles überragenden und ebenfalls als Kulturdenkmal eingestuften Rathauses (1963–1968) gelegen, umfassen im Wesentlichen die 1152 begonnene *Domos* (kaiserliches Wohnquartier) aus der Zeit Kaiser Friedrich Barbarossas (1152–1190) mit angrenzenden Resten der Pfalzkapelle und der salischen Burgmauer sowie des östlich gelegenen Casimirschlosses.

Beim Casimirschloss handelt es sich um die ehemalige, ab 1570 errichtete Residenz des Pfalzgrafen Johann Casimir (1543–1592). Seine heutige Form geht auf einen (Teil-)Wiederaufbau und Umbau als Burgmuseum in den 1930er Jahren zurück. Von dort sind auch die unterirdischen Gänge erschlossen, die 2008 zur angemessenen Präsentation der historischen Befunde – Grablegen aus fränkischer Zeit, salische Burgmauer und Nutzung als Bierkeller im 19. Jahrhundert – didaktisch neu gestaltet wurden.

Diese Neugestaltung war gewissermaßen der Auftakt für die umfangreichen Maßnahmen zur Aufwertung des Rathausumfeldes mit Casimirschloss und Kaiserpfalz, die seither auf der Grundlage eines Rahmenplans in mehreren Bauabschnitten umgesetzt wurden und 2021 abgeschlossen sein sollen. Ermöglicht wurde die Realisierung dieses Rahmenplans, neben einer Reihe von weiteren Maßnahmen in der Innenstadt, durch das seit 2008 laufende Förderprogramm des Landes „Stadtumbaugebiet Aktives Stadtzentrum“.

Als erster Bauabschnitt wurde die Neugestaltung des in der heutigen Zufahrt zum Rathausvorplatz gelegenen Ausgangs der unterirdischen Gänge umgesetzt. Eine bereits vorher als seitliche Begrenzung der Treppe genutzte Sandsteinmauer, ein in den 1930er Jahren untermauerter Bogen, konnte als Rest einer ehemaligen mittelalterlichen Bogenbrücke, die den Zugang zum Burggelände bildete, identifiziert werden.

Zur Planung des nächsten Bauabschnitts im Bereich von *Domos* und salischer Burgmauer wurden zunächst archäologische Sondagen unter Betreuung der Landesarchäologie, Außenstelle Speyer, durchgeführt, um den vorhandenen baulichen Bestand der teilweise nur noch im Pflaster dargestellten Mauerzüge zu erkunden. Grundlage hierfür waren vor allem Fotos und Pläne der Grabungen aus den 1930er sowie 1960er Jahren, letztere im Zusammenhang mit Rathausneubau und Vorplatzgestaltung.

Im Zuge der Grabungen von 1934–1936 waren spätere Überbauungen aus dem 19. Jahrhundert, wie Brauereigebäude und Teile des ehemaligen Zentralgefängnisses, abgerissen worden. Bauliche Reste, die sich eindeutig dem Mittelalter zuordnen ließen, so z. B. die Kapellenummantelung aus dem 13. Jahrhundert mit ihren für die Zeit typischen Buckelquadern, blieben als Fragmente indes erhalten. Fundament- und Mauerzüge des nur noch in geringer Höhe überkommenen Saalbaus von Barbarossa wurden nach ihrer Freilegung fotografisch dokumentiert und wieder mit Erdreich bedeckt.

Obwohl bereits größtenteils ergraben, konnten anhand bisher unbekannter Befunde neue Erkenntnisse zur Erbauung der *Domos* erlangt werden. Auffallend sind die über die gesamte Länge der Südfassade unterschiedlich behandelten Fundamentsteine, die in ihrer Form, Bearbeitung und Größe wechseln und teilweise

auch auf eine Zweitverwendung schließen lassen. Hervorzuheben ist ebenso die Verwendung von Spolien in der untersten Lage der Fundamente. Diese und weitere Befunde, wie Abscherungen an der Außenkante der Fundamentquader oder deutliche Fundamentabbrüche, die durch den von felsig zu sumpfig wechselnden Baugrund bedingt sind, belegen vier verschiedene Bauphasen. Auch konnten neue Erkenntnisse zur Bauzeit gewonnen werden. Bisher war man von einer Spanne zwischen 1152 und 1158 ausgegangen. Anhand der im Fundamentbereich vorgefundenen und datierbaren Hölzer kann nun jedoch belegt werden, dass die letzte Bauphase am Fundament 1190 oder kurz danach erfolgte.

Die auf Grundlage der neuen Befunde erstellte Planung zur Erlebbarmachung der Kaiserpfalz beinhaltet neben der Sicherung des historischen Bestandes auch eine Darstellung der ursprünglichen Kubatur der *Domos* in stilisierter Form. So sind Aufmauerungen in Sandstein zur Sicherung der freigelegten Mauerkronen hauptsächlich auf das anhand der alten Grabungsfotos der 1930er Jahre erkennbare, damals noch vorhandene Höhenniveau beschränkt. Für die oberirdische Nachzeichnung der noch im Boden gesicherten Befunde oder anhand älterer Grabungspläne lokalisierten Bauteile von *Domos*, Burgmauer, Pfalzkapelle und Stapf'scher Befestigungsanlage wurden bewusst moderne Materialien wie Stampfbeton und Cortenstahl gewählt.

Das große Interesse der Bevölkerung an diesem Projekt, das sich, wie bereits bei den archäologischen Sondagen, nun auch nach weitgehender Fertigstellung der baulichen Maßnahmen zeigt, beweist, dass das Ziel der Rückgewinnung dieses für die historische Identität von Kaiserslautern hochbedeutenden Denkmals gelungen ist.

1) Kaiserslautern, Kaiserpfalz, Freilegungen beim Bau der Außenanlagen am Rathaus, 1968
2) Rathausvorplatz mit Casimirschloss und Kaiserpfalz
3) Nachzeichnung des Sockelgeschosses der Domos

SABINE AUMANN
Stadt Kaiserslautern,
Untere Denkmalschutzbehörde

Der ehemalige Bischofspalast in Landau

Ein unbekanntes Kleinod unter Wurmputz

Fehden zwischen Städten sind uns aus der Zeit des Heiligen Römischen Reiches vor allem von italienischen Stadtstaaten bekannt. Aber auch nördlich der Alpen gab es im 14. Jahrhundert so einige, auch in der Pfalz.

1313 starb Heinrich VII. und in der Folge schwor die junge Reichsstadt Landau Herzog Friedrich dem Schönen von Österreich die Gefolgschaft. Speyer hielt zum bayerischen Herzog Ludwig dem Frommen. Beide Könige ernannten Speyerer Bischöfe, die jedoch die Stadt selbst zunächst nicht sahen: Einer residierte in Germersheim, der Andere in Landau. Im folgenden Bürgerkrieg zog Landau mehrmals „plündernd" gegen Speyer und verwüstete Äcker und Felder.

Friedrich geriet in Gefangenschaft, Landau musste die Herrschaft Ludwigs anerkennen und schickte eine Gesandtschaft zu Friedrich, um sich vom Treueeid entbinden zu lassen. 1324 verpfändete König Ludwig Landau zur Strafe um 5000 Pfund Heller an den Speyerer Bischof Emich. Fortan war die gedemütigte, sonst so stolze Freie Reichsstadt dem Bischof untertan und die Bürger diesem statt dem König zehntpflichtig. Als markantestes Zeichen der neuen Herrschaft errichtete man in der Kirchgasse, unweit des Marktplatzes an der Stiftskirche, einen Bischofspalast mit großer Zehntscheune. In der im Vergleich zur Altstadt großzügiger angelegten *Niueve Stat* südlich der Queich entstanden um diese Zeit viele Adels- und Klosterhöfe. Im „Bischofshof" saß die bischöfliche Administration und verwaltete Teile des öffentlichen Lebens, vor allem die gelieferten Abgaben. Trotzdem behielt Landau alle Privilegien und konnte weiter prosperieren. Einmal im Jahr schwor jeder Bürger dem Bischof den Eid vor dem Rathaus. 1511 gelang es Landau endlich, dank des Wohlwollens Kaiser Maximilians, sich aus der Pfandschaft freizukaufen. Der Hof kam letztlich in städtisches Eigentum und wurde ab 1746 als Dienstwohnung des Bürgermeisters bezeichnet. Den Stadtbrand 1689 überstand der Bau wohl, sein Dachstuhl wurde teilweise erneuert. Später wurde der Hof zum Amts- und Landgericht umgebaut, bis zum Umzug 1903 in den Justizpalast am Kaiserring. Dafür wurde der Bau um zwei Flügel erweitert. Nach dem Auszug des Tribunals erfolgte ein Umbau zum Hotel und schließlich in den Wehen des Jugoslawienkrieges zu einer Flüchtlingsunterkunft. Viele Jahre stand das Gebäude mit 2000 qm Nettonutzfläche in guter Lage leer. Immer wieder gab es Anfragen nach einem Abbruch oder radikalen Umbau. Zuletzt waren nur noch Gastronomien im Erdgeschoss zugänglich.

Das Grundstück des Bischofshofs ist mit 30 m Tiefe und 35 m Breite eines der größten in der Altstadt. Der mittelalterliche Flügel steht mit einer Breite von 12 m zur Straße und geht 30 m in die Tiefe. Er ist nur teilunterkellert, was der nahen Queich geschuldet scheint. Mit dem für die Adelshöfe üblichen Hochparterre und nur zwei Vollgeschossen zählt er nicht zu den höchsten Höfen der Straße. Zur Straße und zum Hof sind die alten Fenster ihrer profilierten Pfostenteilung beraubt und zu schlichten Rahmengewänden degradiert, zu den Nachbarn hin sogar vermauert.

Um 1800 wird anstelle der brandgefährdeten Zehntscheune ein später als *Gendarmeriebau* bezeichneter Gegenpart in der Architektursprache des französischen Militärs errichtet: Wuchtig, aber schlicht detailliert steht die Fassade mit ihren kaum profilierten Sandsteingewänden und einem kleinen Portal mit leichtem Bogensturz dem Bischofspalais mit seinen Maßwerkfenstern gegenüber.

Der Bau wird für die Aufnahme des Gerichts durch einen straßenständigen, den Hof schließenden Mittelflügel mit dem Bischofspalais vereint und

1) Landau, ehem. Bischofspalast, freigelegtes Portal
2) Palastfenster mit und ohne Pfostenteilung
3) Hofseite mit Einbauten des Hotelbetriebs, links Gendarmeriebau

die Fassade zur Straße bis zur Traufe einheitlich überarbeitet: eine überbaute Zufahrt im linken Bereich der leicht zurückgesetzten Mittelfassade, gleiche Fenstergrößen in allen Flügeln, einheitlicher Putz. Der ehemalige Solitär ist durch das steile Walmdach noch zu erahnen, denn die Firste der beiden neueren Flügel sind deutlich niedriger. Durch die Hotelnutzung ab 1903 werden vor allem die Hoffassade durch einen betonierten Küchen- und Anlieferrampenbau verstellt und viele Innenstrukturen verändert: Kleine Raumeinheiten werden mit Leichtbausteinen geschaffen, Teile des Dachs ausgebaut und zum Hof hin mit Gaubenbändern versehen.

Zugegeben, von außen erschließt sich heute niemandem mehr die Tatsache, dass es sich beim Nordflügel um einen ehemaligen Palast handelt: Wurmputz, schlimmer Anstrich, Anbauten im Hof. Und auch im Innern dauert es eine Weile, bis man im Bereich von „Sam's Bierakademie" und der Bundeskegelbahn fündig wird: Unter verstaubtem Lametta steht eine Reihe gekuppelter spätgotischer Fenster und daneben ein stattliches, spätgotisches Sandsteinportal mit Gewänden aus sich kreuzenden filigranen Kehl- und Vierkantstäben, das in keinen Saal mehr führt und jahrelang unter Gipskarton verborgen war. Dieser Teil der Front hat, durch den angebauten Mittelflügel zur Innenwand degradiert, alle Fassadenänderungen überstanden. Wenn der Schutt einmal abgetragen ist, werden Bauforscher und Restauratoren weitere Reste des kurzzeitigen Bischofssitzes freilegen können.

JÖRG SEITZ
Stadt Landau,
Untere Denkmalschutzbehörde

Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte der Burg Wernerseck bei Ochtendung

Machtanspruch und Zeitenwende

Von Autobahn, Gewerbegebieten und Gesteinsabbau umgeben, ragt zwischen Ochtendung und Plaidt die Burgruine Wernerseck hoch über einer Schleife des Nettebachs auf. Dominiert von einem mächtigen und gut erhaltenen, viergeschossigen Wohnturm sowie einer hoch aufragenden Ringmauer thront sie hier auf einem steilen Felssporn. Bis heute birgt ihre Geschichte noch viele Geheimisse.

Im Rahmen der jüngst erforderlichen Instandsetzungsmaßnahmen konnten nun durch das Bauforscherbüro Frank & Mielke aufschlussreiche neue Erkenntnisse zur Baugeschichte gewonnen werden, die mithilfe dendrochronologischer Altersbestimmungen von Gerüsthölzern die bisher angenommene Bauzeit sowie die Bauphasen präzisieren.

Die Errichtung der Burganlage wird dem Trierer Erzbischof Werner von Falkenstein (1388–1418) zugeschrieben, welcher in heftiger Rivalität zum benachbarten Kölner Erzbischof stand. Die Fertigstellung des Bergfrieds konnte auf 1394 datiert werden. Allerdings ist der ausgewählte Bauplatz ungewöhnlich. Die schmale Landzunge, die hoch über dem Bachtal aufragt, wurde nicht wie üblich am höchsten Punkt bebaut, sondern etwas abgerückt an einer tiefergelegenen Engstelle.

In einer zweiten Bauphase wurde 1408 der östliche Teil der mächtigen Ringmauer fertiggestellt. Diese richtet sich gegen den heute freien Platz auf der Landzunge. Die neuen Untersuchungen zeigen im nördlichen Bereich auf der Feldseite dieser Ringmauer Befunde, die als Vorbereitung zur Errichtung einer Toranlage interpretiert werden können. Da das heute freie Plateau auf der Landzunge nur durch die Burg Wernerseck erreichbar ist, stellt sich die Frage, warum eine so wehrhafte Befestigungsmauer gegen einen nahezu unzugänglichen Platz errichtet wurde. Vorgeschichtliche und spätrömische Siedlungsspuren konnten durch die Direktion Landesarchäologie bereits 2011 auf der Freifläche nachgewiesen werden. Doch was war am Ende des 14. Jahrhunderts? Stand hier womöglich eine andere Anlage? Dies sind Fragen, die bis heute nicht beantwortet werden können, und so gibt der Bauplatz weiterhin Rätsel auf.

Der Burgplatz war vermutlich bei Baubeginn noch im Besitz des Grafen Ruprecht IV. von Virneburg und soll erst 1402 an Werner von Falkenstein abgetreten worden sein. Ein Rechtsstreit zwischen den Erzbischöfen von Köln und Trier über den Burgneubau entschied sich wahrscheinlich erst im Frühjahr 1409 zu Gunsten von Werner. Auch wenn Burg Wernerseck als eine der letzten rheinischen Höhenburgen vom Trierer Erzbischof als Grenzfeste begonnen wurde und zur Zementierung seines Machtanspruches gegen den Kölner Erzbischof diente, so ist an ihr eine Zeitenwende ablesbar, die den gesamten Burgenbau fundamental verändern sollte: die Erfindung der Feuerwaffen.

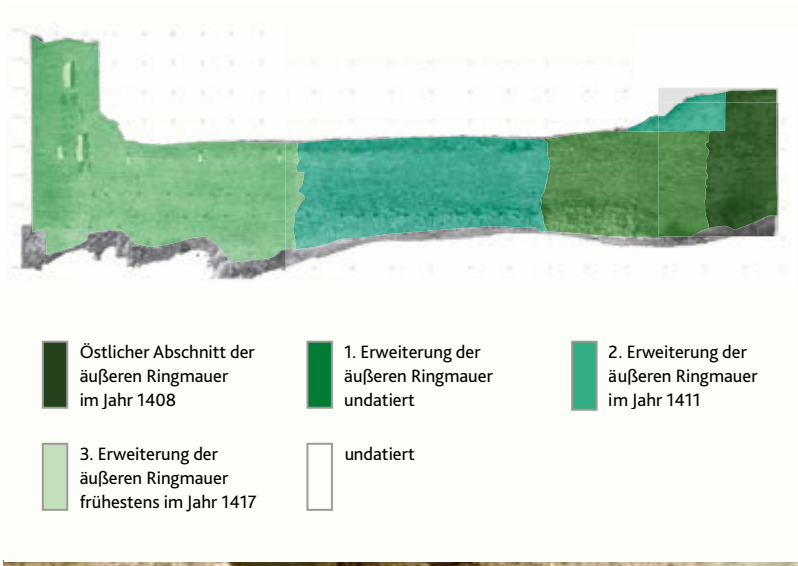
Der südöstliche Rundturm der Ringmauer, dessen Schießscharten bauzeitlich mit einem Widerlagerholz für den Gebrauch von Handfeuerwaffen ausgestattet waren, wurde ebenfalls im Jahr 1408 errichtet. Die erst aufkommenden Feuerwaffen stellten die High-Tech-Waffen jener Zeit dar, selten und kostspielig, und damit nur für wenige erschwinglich. Zumal sie neben ihrer Anschaffung auch teure bauliche Anpassungen erforderlich machten. Es ist daher davon auszugehen, dass Erzbischof Werner von Falkenstein, der bereits an anderen Objekten Erfahrung mit Feuerwaffen gesammelt hatte, diese auf Burg Wernerseck gezielt zur Machtdemonstration und Abschreckung einsetzte. Ob dies einen Einfluss auf die Beilegung des Rechtstreits mit seinem Kölner Rivalen im Jahr 1409 hatte, ist reine Mutmaßung.

In weiteren, gut ablesbaren Bauabschnitten wurde die Ringmauer zuerst 1411 und dann 1417 erweitert. Unter der Vielzahl von Funden zeigt insbesondere der Befund an der Mauerkrone der südlichen Ringmauer, trotz allgemeinen Verfalls der Burg, den noch immer guten Erhaltungszustand der Ruine. Neben großen, auskragenden Steinplatten, die Teil des Wehrgangs waren, haben sich hier Reste eines bauzeitlichen Estrichs erhalten. Der sogenannte Wohn- oder Wirtschaftsbau sowie die Vorburg konnten noch nicht genauer datiert werden.

So wichtig die Burg Wernerseck bei ihrer Erbauung war, verlor sie doch im Laufe der Zeit an Bedeutung. Die seit 1542 im Besitz der Grafen von Eltz zu Langenau befindliche Anlage verfiel vermutlich ab Mitte des 17. Jahrhunderts.

Burg Wernerseck konnte durch die von 2017 bis 2019 vorbildlich und behutsam durchgeführten Arbeiten für kommende Generationen bewahrt werden. Neben den Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten wurde auch eine dauerhafte Erschließung des Bergfrieds neu geschaffen. Die Arbeiten wurden durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, das Denkmalschutzsonderprogramm der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien, das Investitionsstock-Förderprogramm des Landes Rheinland-Pfalz sowie durch die Direktion Landesdenkmalpflege der Generaldirektion Kulturelles Erbe gefördert.

ESTHER KLINKNER
GDKE, Landesdenkmalpflege, Praktische Denkmalpflege



1) *Burg Wernerseck, Gesamtansicht*
2) *Baualtersplan, äußere Ringmauer, südl. Abschnitt (Historische Bauforschung Frank und Mielke GbR)*
3) *Schießscharte mit rechteckiger Eintiefung, die zur Aufnahme eines Widerlagerholzes für Feuerwaffen diente*

Die Restaurierung der Innenräume auf Burg Eltz

„Die Burg schlechthin“

Als „die Burg schlechthin“ würdigte der Kunsthistoriker Georg Dehio 1911 in seinem bekannten *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler* die malerisch in einem Seitental der Mosel gelegene Burg Eltz: „Das Gewirr und Gezipfel ihrer steilen Dächer und Erker läßt uns im Original anschauen, was wir sonst nur in Bruchstücken oder aus alten Bildern und Kupfern kennen.“ Trotz eines Großbrandes im Jahre 1920 gehört sie noch heute zu den authentischsten und eindrücklichsten Adelsburgen des späten Mittelalters in Deutschland. Dabei verdankt die Anlage, die über einem vom Elzbach umflossenen Felsen aufragt, ihre Bedeutung nicht allein dem unberührten, gleichsam aus der Zeit gefallenen äußeren Erscheinungsbild. Mit ihrer reichen, über Jahrhunderte hinweg zusammengetragenen Ausstattung spiegelt sie zugleich in einzigartiger Weise die seit mehr als 850 Jahren ununterbrochene Kontinuität der Grafen zu Eltz als Eigentümer wider.

Wegen bedrohlicher Schäden an der historischen Substanz wurden 2009 grundlegende Instandsetzungsarbeiten eingeleitet, die bis heute anhalten. An erster Stelle bei der von Bund und Land geförderten Maßnahme standen zunächst die statische Sicherung des baulichen Gefüges, die Erneuerung der Schieferdächer und die Reparatur der Fachwerkfassaden. Jedoch konnte auch der mächtige, nach dem Brand 1920 nur provisorisch aufgerichtete Fachwerkgiebel des Kempenicher Burghauses aus dem 17. Jahrhundert nach alten Vorlagen wiederhergestellt werden. Alle Arbeiten wurden sowohl durch bauhistorische wie restauratorische Untersuchungen vorbereitet und begleitet, die viele neue Erkenntnisse zur baulichen Entwicklung der Burg sowie zum Wandel ihres Erscheinungsbildes hervorbrachten.

Besondere Aufmerksamkeit galt der Restaurierung der repräsentativen Innenräume in den einzelnen, von den verschiedenen Familienzweigen errichteten Burghäusern. Sie zeugen in ungewöhnlicher Anschaulichkeit vom Wohnkomfort und der fortschreitenden Differenzierung der Raumfunktionen im späten Mittelalter. Während des 19. Jahrhunderts hatte man die Ausstattung mit großem Respekt vor dem originalen Bestand wiederhergestellt und ergänzt. Denkmalpflegerisches Ziel ist es, diesen über viele Generationen gewachsenen Zustand zu erhalten und – wo nötig – wieder verstärkt ablesbar zu machen. Bereits 2010 wurden in einem ersten Schritt die Burgküche sowie der prächtige Fahnensaal im Groß-Rodendorfer Haus, dessen aufwendiges spätgotisches Netzgewölbe einsturzgefährdet war, instandgesetzt.

Statische Probleme betrafen auch das Burghaus Rübenach. Wie die aktuellen dendrochronologischen Untersuchungen belegen, wurde der 1920 vom Brand verschonte Bau schon 1311/1312 erbaut, sein steiles Dach 1440/1441 erneuert. Die Herausnahme der Mittelstütze im Untersaal des Erdgeschosses im 19. Jahrhundert hatte zur Absenkung der Decken in den Geschossen darüber geführt. Um die überlieferte räumliche Situation nicht zu verändern, fing man die Lasten bei der Sicherung von oben her ab. Dringender konservatorischer Behandlung bedurfte vor allem das im Obergeschoss gelegene wertvolle Raumensemble aus dem Schlafgemach mit dem Kapellenerker und dem Ankleidezimmer, deren dekorative Ausmalung vielfältige Schäden aufwies. Neben der behutsamen Reinigung der Oberflächen stand bei den Restaurierungsarbeiten die Festigung der Farbschichten im Vordergrund, die sich vor allem an den Deckenbalken abzulösen drohten. Bei Voruntersuchungen zeigte sich, dass die im 19. Jahrhundert durch Überfassung entstandenen Rankenmalereien recht getreu ihren spätmittelalterlichen Vorlagen entsprechen, die sich darunter verbergen. Eine großflächige

Freilegung der mittelalterlichen Malereien unterblieb mit Rücksicht auf deren unklaren Erhaltungszustand sowie die konservierende Schutzwirkung der Übermalung. Retuschen wurden nur sehr zurückhaltend vorgenommen, damit die authentische Wirkung der Räume mit ihren Altersspuren bewahrt bleibt. Eine Sicherung erfuhr auch die reizvolle, mit figürlichen Darstellungen durchsetzte Bemalung der Vertäfelung im angrenzenden Schreibkabinett, die 1881 von Eduard Knackfuß als Ergänzung der mittelalterlichen Räume geschaffen wurde.

Eine merkliche Bereicherung des Raumbildes bewirkte die Restaurierung des Rittersaales im 1514/1515 erbauten Burghaus Groß-Rodendorf. Der größte Saal der Burg mit seiner eindrucksvollen spätgotischen Balkendecke und den stuckierten Wappenfriesen des 17. Jahrhunderts war 1863 neu dekoriert und mit Möbeln sowie Waffenarrangements eingerichtet worden. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in der die Kunst des Historismus nur wenig Wertschätzung erfuhr, hatte man die Wände weiß überstrichen. Untersuchungen ergaben, dass sich unter der Tünche die aus dem 19. Jahrhundert stammende Sockelmalerei mit ihren Ranken und Ornamentbordüren weitgehend erhalten hatte. Auch die Holztüren und selbst die Sockel der hier aufgestellten Rüstungen konnten unter dem nachträglichen Anstrich ihre reichen Schablonenornamente bewahren. Nach Freilegung und zurückhaltender Ergänzung der Dekorationsmalereien hat der Rittersaal nun seine frühere atmosphärische Dichte wiedererlangt.

DR. GEORG PETER KARN
GDKE, Landesdenkmalpflege, Weiterbildung und Vermittlung

1) *Burg Eltz, Ansicht von Westen*
2) *Haus Rübenach, Schlafgemach*
3) *Haus Groß-Rodendorf, Rittersaal nach der Restaurierung, 2019*

Mittelalterliche Mauern in Schloss Herrnsheim

Von der Burg zum Schloss

Malerisch am Rande des Ortes Herrnsheim gelegen, präsentiert sich Schloss Herrnsheim als bedeutende klassizistische Anlage, deren Gestalt durch die letzte große Umbauphase zwischen 1840 und 1845 geprägt wurde. Es ist zwar bekannt, dass Schloss Herrnsheim auf eine mittelalterliche Burg zurückgeht, die von den Kämmerern von Worms, genannt von Dalberg, um 1460 gegründet wurde, doch rein äußerlich lässt nur noch der Rundturm mit seinen Schießscharten in der Nordwestecke die alte Wehranlage erahnen. Neben dem Turm wird der tonnengewölbte Keller im Westen des Schlosses als Relikt dieser Burg angesehen. Bei bauhistorischen Untersuchungen im Jahr 2013 konnte der Bauforscher Lorenz Frank auch an der Südseite des Westflügels spätgotisches Mauerwerk bis über zwei Stockwerke hinauf feststellen. Für die übrigen Fassaden steht eine Untersuchung noch aus. Die Burg wurde im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekrieges 1689 zerstört und an ihrer Stelle um 1711 bis 1740 ein zweigeschossiges Barockschloss errichtet, das wiederum in zwei entscheidenden Phasen 1810–1833 und 1840–1845 seine heutige Gestalt erhielt.

Im Gegensatz zur bewusst angelegten Öffnung des Schlosses zum Park und der anschließenden Landschaft musste die mittelalterliche Burg vor allem zur Landseite – der potentiellen Angriffsseite – hin wehrhaft sein. Sie lag eingebunden in die ebenfalls wohl aus dem 15. Jahrhundert stammende Ortsbefestigung, verstärkt durch den Rundturm und einen Graben vor der Mauer. Beide werden auf historischen Plänen zum Umbau des Schlosses noch dargestellt. Das Aussehen der Burg ist nicht überliefert. Aus der Disposition des teils mittelalterlichen, teils barocken Kellers wird darauf geschlossen, dass der Westflügel des Schlosses auf ein Burghaus zurückgeht. Die Lage des Kellerhalses zeigt, dass es sich nach Osten zu einem Hof hin öffnete, der in etwa dort zu lokalisieren wäre, wo heute das Treppenhaus und die Südterrasse des Schlosses liegen. Ein Plan aus dem frühen 18. Jahrhundert deutet einen weiteren, gewinkelten Baukörper im Norden und Osten mit einem achteckigen Turm an.

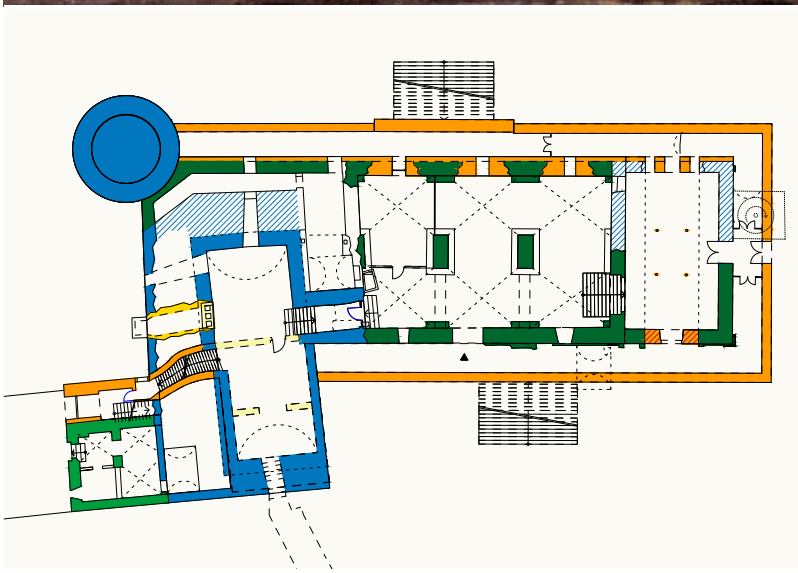
Die von der Stadt Worms mit Unterstützung des Bundes und des Landes Rheinland-Pfalz begonnene Sanierung des Schlosses bot 2018/2019 Gelegenheit, der noch nicht gänzlich geklärten Baugeschichte weiter nachzugehen. Im Abgleich von historischen Plänen, Beschreibungen, Inventaren und restauratorischen Befunden konnten die Mitarbeiterinnen der Abteilungen Bauforschung und Restaurierung der Landesdenkmalpflege in Zusammenarbeit mit der Stadt Worms für das gesamte Schloss Baualterspläne erarbeiten.

Bei diesen Untersuchungen fanden sich Hinweise darauf, dass auch im Osten des Schlosses im Bereich des Kellers bzw. des Festsaales ältere Bausubstanz erhalten ist. Darauf deuten zum einen Baubefunde und zum anderen die Analyse der mittelalterlichen bis barocken Wegestruktur des Ortes hin. Denn seit dem Mittelalter besaß Herrnsheim ein Wegenetz mit Toren in jeder Himmelsrichtung. Das Nordtor, das in der Nähe der Burg gelegen haben muss, ist längst verschwunden, sodass die Herrnsheimer Hauptstraße heute am Tor des Schlosshofs endet. Sie führte einst weiter, durch das Nordtor geradewegs nach Osthofen. Die Straße musste im späten 18. Jahrhundert der Anlage des Englischen Landschaftsgartens weichen. Während der Revolutionskriege wurde sie jedoch von den Franzosen für den Durchzug der Truppen kurzerhand wiederhergestellt, bevor sie dann endgültig von Emmerich Joseph von Dalberg (1773–1833) in den Westen des Ortes verlegt wurde, sodass sich der Schlosspark seitdem ungestört ausdehnt.

Vergleicht man die älteste Darstellung des Herrnsheimer Schlosses, eine Supraporte aus dem Älteren Dalberger Hof in Mainz, mit dem Bau selbst, fällt auf, dass diese Straße nach bzw. von Osthofen sowohl östlich neben dem Schloss, als auch in eine Durchfahrt im Schloss selbst mündete. Spuren der Durchfahrt lassen sich noch heute im Mauerwerk des Kellers ausmachen. Auch im Hochparterre des Schlosses fallen Mauerstrukturen auf, die sich nicht allein durch die Disposition der Räume erklären lassen. Ebenso zeigen die überlieferten Entwurfszeichnungen zum Schlossumbau aus der Zeit vor dem Wiederaufbau von 1711 verschiedene Überlegungen zur Führung dieser Straße und zum Umgang mit dem nördlichen Ortseingang. Durchgesetzt hat sich schließlich die Idee, die Straße am Schloss direkt aufzuteilen, einerseits unter dem Schloss hindurch in den Hof hinein und andererseits über eine parallele Umfahrung des Schlosses in den Ort. Es stellt sich somit die Frage, ob sich im Bereich der Durchfahrt im Keller nicht nur Relikte der Straßenführung, sondern auch des verschwundenen Nordtores oder gar der Burg innerhalb des barocken Neubaus erhalten haben und beim Neubau des Schlosses um 1711 bis 1740 Relikte der Burg und der Ortsbefestigung miteinander verschmolzen wurden.

Weitere Untersuchungen im Rahmen der geplanten Instandsetzung des Schlosses werden folgen und hoffentlich neue Erkenntnisse zur mittelalterlichen Burg, aber vor allem zur Genese des Schlosses mit sich bringen.

JUTTA HUNDHAUSEN
GDKE, Landesdenkmalpflege, Bauforschung



1) *Schloss Herrnsheim, Gesamtansicht vom Park*
2) *Ansicht von Norden mit Allee von Osthofen, Mitte 18. Jh. (Supraporte aus dem Älteren Dalberger Hof in Mainz)*
3) *Grundriss des Kellers mit Darstellung der Bauphasen (mittelalterlicher Bestand blau markiert)*

Die Kauzenburg in Bad Kreuznach

Gottfried Böhms postmoderner Ausbau der Burgruine

Die auf einem Höhenrücken über dem Nahetal gelegene Kauzenburg wurde vermutlich im 12. Jahrhundert zum Schutz des Flussübergangs durch die Grafen von Sponheim gegründet und beherrschte über Jahrhunderte das Stadtbild von Bad Kreuznach. Im Dreißigjährigen Krieg mehrfach beschädigt und im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689 durch die Franzosen endgültig zerstört, war von der einst imposanten Burganlage Anfang des 19. Jahrhunderts jedoch kaum mehr etwas vorhanden. Als der pfälzische Weinbauexperte und Politiker Andreas Freiherr von Recum die Ruine auf dem Kauzenberg im Jahr 1803 erwarb, ließ er an ihrer Stelle einen Wirtschaftshof errichten, den noch erhaltenen Resten der Sponheim'schen Burg schenkte er dabei kaum Beachtung. Seit dem späteren 19. Jahrhundert ergänzte eine neugotische Villa die Ruine. Anfang der 1970er Jahre sollte die mittelalterliche Burg wiederum eine zeitgemäße Anpassung ihres Bestandes erfahren, die die historische Bausubstanz in neuartiger Weise zur Geltung bringen sollte.

Als das Gelände 1969 in den Besitz der neugegründeten Kauzenburg-Betriebs-Aktiengesellschaft überging, ließ man die damals nur wenig geschätzte historistische Architektur aus dem 19. Jahrhundert vollständig abreißen. Stattdessen erfolgten eine behutsame Freilegung der noch vorhandenen Bausubstanz der mittelalterlichen Burganlage und die Beauftragung des bedeutenden Kölner Architekten Gottfried Böhm (*1920), der in Arbeitsgemeinschaft mit dem ortsansässigen Architekten Günter Hartmann einen zeitgemäßen Um- und Ausbau der Kauzenburg vornehmen sollte.

Oberirdisch existierten zu diesem Zeitpunkt nur noch geringe Mauerreste, insbesondere der Rest eines Treppenturms und die Grundmauern eines großen Rundturmes mit anschließendem Mauerwerk im Osten der Anlage sowie Fragmente von Gebäuden aus spätgotischer Zeit, auf denen Andreas von Recum Anfang des 19. Jahrhunderts eine von Schloss Dhaun stammende Löwenstatue angebracht hatte. Darüber hinaus hatten sich unterirdisch ausgedehnte Gewölbekeller erhalten, die in zwei Geschossen unter der Burg angelegt worden waren. Abgesehen von den nördlich aufragenden Mauerresten der Burg, die unverändert an Ort und Stelle belassen wurden, erfolgte eine konsequente Einbeziehung der historischen Substanz in den Neubaukörper.

Den erhaltenen Sockel des mittelalterlichen Rundturms im Osten versah man mit einer transparenten Stahlkonstruktion und baute ihn zur Aussichtsterrasse eines neuen Restaurants aus. Auf seiner Hofseite integriert der mit einer Vorhangfassade aus Metall und Glas versehene Neubau außerdem den als Rekonstruktion wiedererstandenen Treppenturm, der als Aufzugsschacht einer neuen Nutzung zugeführt wurde und nun alle vier Ebenen des Gebäudes miteinander verbindet. Die ersten drei Geschosse, einschließlich der Keller, sind für den Restaurant- und Gaststättenbereich vorgesehen, während das oberste Geschoss zur Unterbringung von Personalwohnungen dient.

Der in Bruchsteinmauerwerk ausgeführte Turm bildet nicht nur einen vertikalen Akzent, sondern auch einen eindrücklichen Gegensatz zu dem traditionellen Bruchstein und den modernen Materialien Metall und Glas. Vor- und zurückspringende Gebäudeteile bewirken eine plastische Auflockerung der rötlich gefassten Metallfassade, die durch Abschrägung aller Gebäudeecken und Dachkanten zusätzlich differenziert wird. Zur Talseite öffnet sich die über den Resten der ehemaligen Ringmauer aufragende Fassade hingegen mit einer strengen Reihung weit auskragender polygonaler Erker und Balkone. Zwei große, in das historische Mauerwerk eingebrachte Thermenfenster

1) Bad Kreuznach, Kauzenburg, Überreste spätgotischer Gebäude mit Löwenstatue im Osten der Anlage
2) Südostansicht des Neubaus mit erhaltenem Sockel des mittelalterlichen Rundturmes im Osten
3) Hofansicht des Neubaus mit Rekonstruktion des ehem. Treppenturmes

kennzeichnen die Räume im Kellergeschoss, die sich hier in der gesamten Höhe ihrer Tonnengewölbe nach außen öffnen. Die Planungen umfassten darüber hinaus auch die Außenraumgestaltung. So wurden auf mehreren Ebenen Terrassen mit polygonalen, bastionsartigen Vorsprüngen angelegt, die Anleihen an der Festungsarchitektur des 17. Jahrhunderts nehmen. Die filigranen Stahlbrüstungen der Terrassen, einst analog zu den Neubauteilen rot gefasst, sind mittlerweile verschwunden, doch ist die grundlegende Struktur der Böhm'schen Außengestaltung noch heute erkennbar.

Der 1971–1972 erfolgte Ausbau der Kauzenburg tritt als bewusster Kontrast zu den vorhandenen Resten der mittelalterlichen Burg in Erscheinung. Anders als die betonbrutalistischen Entwürfe des Kölner Architekten in den 1960er Jahren finden hier jedoch filigrane Stahl-Glaskonstruktionen Eingang in die Gestaltung, welche die vorhandene mittelalterliche Substanz zu einem integralen Bestandteil der zeitgenössischen Konzeption machen und sich gleichzeitig gegenüber dem historischen Bestand selbstbewusst behaupten. Die Kauzenburg markiert damit einen wichtigen Wendepunkt im Werk Gottfried Böhms und lässt einen neuen, postmodernen Ansatz erkennen, der erst in den 1980er Jahren vollends zur Geltung kommen und den der Kölner Architekt einige Jahre später, etwa bei der Neugestaltung des Saarbrücker Schlosses, erproben sollte.

DR. LEONIE KÖHREN
GDKE, Landesdenkmalpflege, Inventarisation

Die Restaurierungen der Stiftskirche in Kaiserslautern

Auf der Suche nach dem Mittelalter

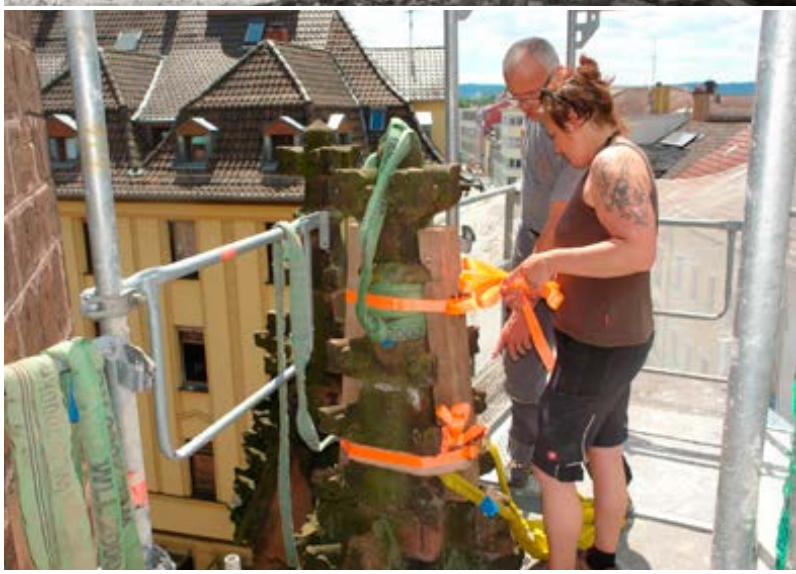
Im Zentrum der Stadt Kaiserslautern steht die Stiftskirche in ihrer prachtvollen schlanken sandsteinroten Erscheinung. Sie gilt als bedeutendster Sakralbau der hohen Gotik in der Pfalz. Zugleich ist sie ein Lehrbeispiel für den Wandel von der schöpferischen zur konservierenden Denkmalpflege. Wir wissen, dass der lang gestreckte Chor der Kirche des von Kaiser Barbarossa gegründeten Prämonstratenserklosters im 13. Jahrhundert entstanden ist, einige Jahrzehnte später das dreischiffige Hallenlanghaus.

Die älteste Abbildung der Kirche, die wir kennen, stammt schon aus nachmittelalterlicher Zeit um 1540 und zeigt den lang gestreckten Bau mit zahlreichen spitzbogigen Fenstern und den charakteristischen achteckigen Türmen, dem Vierungsturm in der Mitte und den beiden Westtürmen an der Eingangsseite. Fast genauso sieht die Kirche noch auf dem berühmten Bild der Unionsfeierlichkeiten 1818 aus.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war die große Zeit der Hinwendung zu den Baustilen des Mittelalters, besonders zur Gotik als „Kirchenbaustil“. Das galt für zahllose Kirchen, die neu gebaut wurden, und für viele Kirchen, die noch vollendeter gotisch werden sollten, als sie schon waren. Der Architekt Heinrich von Schmidt, der bereits in Oppenheim die Katharinenkirche wiederhergestellt hatte, widmete sich ab 1878 der Instandsetzung der Kaiserslauterer Stiftskirche. Er vollendete sie gewissermaßen, machte ihr Auftreten nach außen filigraner und gotischer, indem er alle drei Turmhelme höher und spitzer machte und das große breite Dach, das bisher alle drei Schiffe des Langhauses überdeckt hatte, aufteilte in ein durchgehendes Mittelschiffdach und niedrigere Querdächer über den Seitenschiffen. Sie laufen jeweils auf einen neu geschaffenen Zwerchgiebel zu, der von einer Kreuzblume bekrönt wird. Zwischen den Giebeln ragen krabbenbesetzte Fialen als Abschluss der Strebepfeiler auf.

Am 5. Januar 1945 wurde die Stiftskirche in Kaiserslautern von einer Bombe getroffen, die den Hauptturm mit dem eisernen Glockenstuhl, das Dach von Chor, nördlicher Vorhalle und Schiff einschließlich vieler Zwerchgiebel und alle Glasfenster zerstörte. Der Wiederaufbau 1946–1950 stand unter der Ägide von Regierungsbaumeister Eugen Heußler. Er leitete auch den Wiederaufbau der neugotischen Apostelkirche, für die er einen modernen Innenausbau im Zeitstil der 1950er Jahre wählte. Im Gegensatz dazu stand seine Arbeit an der Stiftskirche, wie er in der Festschrift zum Wiederaufbau 1950 schrieb: „[…] der andere Gesichtspunkt war der des hingebungsvollen Dienens am Bau, das Unterordnen der eigenen Wünsche unter die Sprache des alten Meisterwerkes.“ Heußler erneuerte die Gewölbe über Chor und nördlicher Vorhalle, die zerstörten Zwerchgiebel über den Seitenschiffen und den Hauptturm. Aber diesen „verbesserte“ er noch ein wenig: Das obere Turmfreigeschoss, das bis zur Zerstörung rundbogige Fenster aus dem 18. Jahrhundert gezeigt hatte, bekam nun größere spitzbogige Fenster mit Maßwerk. Der Wiederaufbau des Daches geschah mit sparsamen Mitteln, mit z. T. einfachen gestückelten und wiederverwendeten Balken, der Kriegsschutt blieb zum größten Teil auf den Gewölben liegen.

1965–1968 kam es zu der nächsten großen und einschneidenden Restaurierungsmaßnahme: Der Kaiserslauterer Architekt Werner Heyl verfolgte auch hierbei das Ziel der Wiederherstellung eines mittelalterlichen Zustandes. Dafür ließ er den Fußboden auf das ursprüngliche Niveau, um rund einen halben Meter, absenken und entfernte die historistische Wandfassung aus der Zeit von Heinrich von Schmidt in der Vorstellung, durch das Freilegen des reinen Sandsteins den mittelalterlichen Raum wiederherzustellen. Weiterhin beseitigte Heyl den Anbau auf der Chornordseite ein-



1) *Kaiserslautern, Stiftskirche, Ansicht von Norden*
2) *Ansicht von Südosten nach dem Bombentreffer 1945*
3) *Bergung einer stark geschädigten und absturzgefährdeten Fiale an der Nordwestecke*

schließlich Resten der gotischen Sakristei, um den Kirchenbau freizustellen und ihn durch eine niedrige abgerückte Umgebungsbebauung wieder mehr hervorzuheben.

Feuchteschäden am Gewölbe im Inneren der Stiftskirche waren der Auslöser für eine erneute große Restaurierungskampagne 2018–2020. Die Schadensanalyse durch den Architekten Gunther Ecker ergab, dass die Kombination von Fehlern beim Wiederaufbau des Daches und von Vernachlässigungen in den folgenden Jahrzehnten die Wasserführung so stark beeinträchtigt hatten, dass es zu massiven Schäden an Holztragwerk, Mauerwerk und Dachhaut gekommen war. Durch Wassereintrag und Schädlingsbefall zerstörte Teile des Dachtragwerks wurden ausgewechselt, fehlende Teile des komplexen Gefüges mussten wiederhergestellt, große Mengen Schutt beseitigt werden. Die Dachtragwerke hinter den Zwerchgiebeln und über der Unionskapelle wurden erneuert, der Regenwasserablauf geregelt. Weiterhin wurden umfassende Restaurierungsarbeiten an der Außenhaut des Gebäudes vorgenommen, sämtliche Natursteinteile und -oberflächen wurden repariert und gereinigt, Stahl- und Bleistege an den Fenstern ertüchtigt, Glasscheiben erneuert. Als Ergebnis dieser aufwendigen Arbeiten sieht man: Nichts hat sich verändert. Ausschließlich dringend notwendige Maßnahmen zur Sicherung der Bausubstanz haben stattgefunden und der Stiftskirche ihr überliefertes Gesicht bewahrt.

DR. ULRIKE WEBER
GDKE, Landesdenkmalpflege, Praktische Denkmalpflege

Die Neufassung der Liebfrauenkirche in Worms

In strahlendem Gewand

Von Weingärten umgeben, für deren Namen „Liebfrauenmilch" die Kirche Pate gestanden hat, am östlichen Stadtrand von Worms in der Nähe des Rheins gelegen, präsentiert sich die Liebfrauenkirche, deren Ursprünge bis ins frühe Christentum zurück reichen, als ein herausragendes Zeugnis hoch- und spätgotischer Architektur in Rheinland-Pfalz. Die Bauzeit des heutigen Kirchengebäudes erstreckte sich über fast 200 Jahre, von 1276 bis 1465, was nicht nur dessen Ausmaßen geschuldet war – die Liebfrauenkirche ist die größte gotische Kirche in Rheinland-Pfalz –, sondern auch den wohl schwierigen Bauabläufen, musste doch beim Neubau Rücksicht auf ein Vorgängergebäude genommen werden.

Mit Sicherheit wurde der Vorgängerbau während der Bauarbeiten weiterhin genutzt, um die Kontinuität der Gottesdienstfeiern gewährleisten zu können. Denn die Liebfrauenkirche war das stark frequentierte Pilgerziel einer Marienwallfahrt. Das hohe Pilgeraufkommen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum dürfte auch den Anstoß zum Neubau einer größeren Kirche gegeben haben. Die aufwendigen Bauformen mit Sanktuariumsumgang im Osten und Zweiturmfassade im Westen zeugen von der Finanzkraft und den repräsentativen Ansprüchen der Bauherren. Auch die qualitätvolle, heute noch zum Teil vorhandene Ausstattung verweist auf die einstige Bedeutung der Liebfrauenkirche weit über die Stadtgrenzen von Worms hinaus.
Wie so viele Bauwerke der südlichen Landesteile wurde auch die Liebfrauenkirche im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689 teilweise zerstört. Anders als die Mehrzahl der Kirchen wurde sie jedoch nicht barockisiert, sondern in ihren gotischen Formen wiederaufgebaut. Schon damals ein Zeichen des Traditionsbewusstseins und des Wissens um die historische Bedeutung des Bauwerks.

Ab 1860 erfolgten unter dem Mainzer Kreisbaumeister Ignaz Opfermann restauratorische Maßnahmen, die den damaligen Vorstellungen von einem mittelalterlichen Bauwerk Rechnung trugen: Die Westtürme der Liebfrauenkirche erhielten ein zeittypisches Erscheinungsbild mit hellen Putzflächen und dunkel abgesetzten Eckquadern.

Im Zuge der letzten Restaurierungskampagne erfolgte zwischen 2005 und 2010 erneut eine farbliche Veränderung an der Westfassade. Die Eckquaderung wurde nun zugunsten einer einheitlichen Farbfassung mit Fugenmalerei aufgegeben. Mit diesem Konzept versuchte man sich an historische Farbbefunde anzunähern, die sich bis heute im überdachten Bereich der Westtürme erhalten haben und kräftige Rotorange-Töne sowie den Rest eines Fugenstrichs zeigen. Allerdings erschien der dominante Rotton damals offenbar als zu gewagt, weshalb bei der Umsetzung der Farbgebung ein kühler Roséton vorgezogen wurde.

Aufgrund erheblicher Schäden startete im Jahr 2018 am Nordquerhaus erneut eine Instandsetzungsmaßnahme, die in den kommenden Jahren um sämtliche Fassaden herumgeführt werden soll. Die steinsichtigen Oberflächen des Eisenberger Sandsteines zeigen starke Verwitterungsspuren und großflächige Abplatzungen, der Putz im Bereich des Obergadens liegt an vielen Stellen hohl, sodass umfangreiche Sanierungen unumgänglich sind.

Vor Beginn der Maßnahme wurden Bauforscher hinzugezogen, die die Steinoberflächen begutachteten, Bearbeitungsspuren kartierten und Bauabschnitte verfolgten, um mehr über den Entstehungsprozess der Liebfrauenkirche zu erfahren. Anhand der Steinformate und der Bearbeitung der Oberflächen konnten die Bauforscher unter anderem nachweisen, dass Baumaterial aus dem Vorgängerbau in der Nordquerhausfassade wiederverwendet wurde.

Ein Restaurator konnte bei einer erneuten Untersuchung der Fassadenoberflächen ebenfalls die bereits vor 15 Jahren am Westteil der Kirche festgestellte historische Farbigkeit – also jenen kräftigen Rotorange-Ton – auch für das Nordquerhaus bestätigen.

Nach intensiven Diskussionen entschieden die Verantwortlichen der kirchlichen und staatlichen Denkmalpflege, bei der jetzigen Maßnahme nicht das vor 15 Jahren eingeführte Farbsystem weiter zu verfolgen, sondern das historisch überlieferte Erscheinungsbild zum Vorbild zu nehmen, die Fassaden zu verputzen und in dem restauratorisch belegten Rotorange-Ton zu fassen. Auf die Fassung wurde in Anlehnung an den Befund ein Fugenbild in heller Tönung aufgebracht.

Mit dieser Vorgehensweise wurde eine gut begründete Grundsatzentscheidung getroffen, die das Leitbild für die noch anstehenden Bauabschnitte definiert. Zwar wird dadurch bewusst in Kauf genommen, dass sich die Westteile der Liebfrauenkirche nach fertiggestellter Gesamtsanierung erst einmal vom Rest der Kirche deutlich unterscheiden werden, dennoch stellten die an mehreren Stellen belegbaren historischen Farbbefunde für alle Beteiligten eine Verpflichtung zur Wiederherstellung des mittelalterlichen Erscheinungsbildes dar.

Nach Abschluss der Sanierung wird die in ihrer einstigen, leuchtend mittelalterlichen Farbigkeit erstrahlende Liebfrauenkirche dann noch mehr als bisher den Blick vom Rhein auf die Stadt dominieren und ihre Stellung als ehemals wichtige Pilgerkirche unterstreichen.

1) Worms, Liebfrauenkirche, Ansicht von Nordosten 1965
2) Ansicht von Nordosten mit rekonstruierter Farbfassung
3) Ansicht der Westfassade mit Farbfassung der frühen 2000er Jahre

DR. KATINKA HÄRET-KRUG
GDKE, Landesdenkmalpflege, Praktische Denkmalpflege

DIANA ECKER
Kirchliche Denkmalpflege Bistum Mainz

Die Instandsetzung der Martinskirche in Oberwesel

Nur Farbe, Putz und Bautechnik?

Beherrschend auf dem höchsten Punkt im Nordwesten der Stadt postiert, bestimmt die Pfarrkirche St. Martin mit ihrem imposanten Glockenturm noch heute auf eindrucksvolle Weise das Ortsbild von Oberwesel. Ursprünglich war der 1350/1355 begonnene Bau als dreischiffige Basilika nach dem Vorbild der Liebfrauenkirche geplant, die ihr im Südwesten der Stadt gegenüberliegt. Trotz der langen, bis ins 16. Jahrhundert währenden Bauzeit wurde nur das Mittelschiff mit dem Chor und das nördliche Seitenschiff errichtet. Als einzigartig gilt der Westturm, der in der Folge des Weseler Krieges ab 1390/1391 zu einem gewaltigen Wehrturm ausgebaut wurde. Heute gehört St. Martin zu den wichtigsten sakralen Baudenkmälern im UNESCO-Welterbe Oberes Mittelrheintal.

2020 wird eine langjährige Phase der Instandsetzung zum Abschluss kommen – ein guter Anlass für einen Rückblick auf die Baumaßnahmen und die neuen Erkenntnisse, die man dabei gewonnen hat. Seit 2004 wurde zuerst das Langhaus mit dem Seitenschiff instandgesetzt, ab 2012 folgte der Turmaufsatz mit dem Glockenstuhl und ab 2019 der Turm selbst. Die Arbeiten wurden durch zahlreiche Fachleute der unterschiedlichsten Disziplinen begleitet – Denkmalpfleger, Architekten, Statiker, Restauratoren, Bauforscher, Sachverständige für Glasfenster, Glocken sowie viele spezialisierte Handwerker. Das Bistum Trier und die Kirchengemeinde als Bauherrin erhielten finanzielle Unterstützung durch das Land Rheinland-Pfalz und den Bund.

Zur Instandsetzung des Seitenschiffes und Langhauses gehörten u. a. die Neudeckung der Dächer und die Reparatur der Fenster. Am auffälligsten aber war der neue Anstrich: Restauratorische Untersuchungen belegen für die Strebepfeiler und Fenstergewände als erste Fassung der Erbauungszeit im 14. Jahrhundert ein kühles helles Rosa mit weißen Fugenstrichen und hellen Wänden. Diese Farbigkeit wurde nun wiederhergestellt.

Größere Anforderungen stellten die Bauarbeiten an Turmaufsatz und Glockenstuhl. Das bis dahin als Trichter ausgebildete Turmdach war undicht, was zu umfangreichen Schäden am Dachwerk sowie am Glockenstuhl mit seiner beeindruckenden zweigeschossigen Unterkonstruktion geführt hatte. Dieses zimmermannstechnische Meisterwerk galt es fachgerecht instand zu setzen. Zugunsten einer besseren Wasserführung wurde ein Zeltdach aufgerichtet. Die ausgesprochen anspruchsvollen Arbeiten am Holzwerk erforderten eine diffizile Baustellenlogistik – besonders beim Ein- und Ausheben der Glocken. Bei genauerem Hinsehen offenbarte sich aber auch ein auffälliger Baubefund zur Glockenaufhängung. Eigenartige Vertiefungen an den Hölzern des Glockenstuhls in Verbindung mit ungewöhnlichen Metallteilen erwiesen sich als Reste einer vermutlich bauzeitlichen Lagertechnik des Glockenjoches. Diese Art des leicht gängigen Stelzenlagers war technisch auf der Höhe der Zeit und wurde schon in den Schriften Leonardo da Vincis dargestellt.

Als letzter Bauabschnitt wurde der Turmschaft angegangen. Dieser präsentierte sich mit sichtbarem Bruchsteinmauerwerk und Details aus Ziegeln in starkem Kontrast zum verputzten und hellfarbigen Kirchenbau. Bauhistorische und restauratorische Untersuchungen konnten belegen, dass der Turm vermutlich nie einen Verputz trug. Die Zinnenabdeckungen und Einfassungen aus Ziegeln sowie die rahmenden Felder müssen hingegen einen Putzüberzug getragen haben, wie sich aus zahlreichen bautechnischen Details schließen lässt. Auf diese Weise konnte man scharfkantige Konturen herstellen, was mit dem örtlichen Bruchsteinmauerwerk nicht gut möglich war.

1) Oberwesel, St. Martin, Turm, schadhafte Zinne am Zinnenkranz
2) Ansicht von Nordwesten
3) Aufsicht auf den Glockenstuhl

Der Verlust des Putzes auf den Ziegeln mit ihrem hohen Fugenanteil hatte schon in den vergangenen Jahrhunderten zu umfangreichen Schäden geführt. Kaum eine Zinne war mehr im Original erhalten, die meisten waren mehrfach erneuert oder ganz abhandengekommen. Es zeigte sich hier ein so desolater Zustand, dass sich das Mauerwerk sogar mit der Hand abtragen ließ.

Nach notwendigen Neuaufmauerungen verfolgte man für das Mauerwerk – wie zuvor bereits am Turmaufsatz – das Konzept der Spritzverfugung. Da sich ein Putzüberzug auf dem Ziegelgesims des Glockenaufsatzes jedoch nicht bewährt hatte, wählte man für den darunterliegenden Bereich des Zinnenkranzes eine dauerhaftere Lösung in einem modernen Material. Die übrigen, vertikalen Ziegelbereiche wurden materialgerecht erneuert und verputzt. Auf eine farbige Absetzung wurde mangels Nachweis verzichtet. Das Erscheinungsbild wird sich mit der Alterung in den nächsten Jahren dem spätestens seit der Rheinromantik gewohnten Bild weitgehend annähern.

Bei einem so großen und bedeutenden Kirchenbau wie St. Martin liegt es nahe, dass damit noch nicht alle Maßnahmen abgeschlossen sind. Die überaus reiche, weitgehend mittelalterliche Ausstattung – Fresken, Altäre und Skulpturen – soll künftig schrittweise restauriert werden. Die weiteren Perspektiven hängen jedoch nicht zuletzt davon ab, welche Nutzung der Bau vor dem Hintergrund der vieldiskutierten Umstrukturierungen im kirchlichen Bereich in Zukunft erhalten soll.

DR. MARIA WENZEL
GDKE, Landesdenkmalpflege, Praktische Denkmalpflege

Der Dachraum von St. Kastor in Dausenau

Rätselhafte Räume

Vor mehr als 100 Jahren beschäftigte sich der junge Regierungsbauführer Friedrich Schnell im Rahmen seiner Dissertation mit der *Entwicklung des Dachstuhls am Mittelrhein*. Die Promotion beschränkte sich auf die Darstellung der Dachtragwerke am Mittelrhein. Doch der Einfluss des Grundlagenwerks der *Geschichte des Dachwerks* von Friedrich Ostendorf von 1908 auf diese Arbeit ist unverkennbar.

Im Fokus der thematischen Recherchen Schnells standen überwiegend die Dachtragwerke von Kirchen. Seine Objektliste bestand aus 55 Gebäuden, deren Dachtragwerke er von der Zeitstellung der Romanik bis zum 18. Jahrhundert behandelte und differenziert nach konstruktiven Merkmalen beschrieb. Das Untersuchungsgebiet lag zum großen Teil im heutigen Rheinland-Pfalz, umfasste aber auch Gebiete nahe des Rheins im Hessischen. Seine wissenschaftliche Arbeit war eine wesentliche Quelle für die Veröffentlichung von Günter Binding über das *Dachwerk auf Kirchen im deutschen Sprachraum vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert*, die 1991 in München erschien. Binding konnte die von Schnell 1915 vorgenommene Einschätzung des jeweiligen Baualters der Tragwerke durch vorliegende Ergebnisse der in den 1970er Jahren entwickelten Methode der Holzaltersbestimmung (Dendrochronologie) weiter präzisieren.

Viele der von Schnell untersuchten und zeichnerisch dargestellten Kirchendachtragwerke sind im 20. Jahrhundert durch Kriegszerstörung, Brände oder auch durchgreifende Sanierungsarbeiten verloren gegangen, sodass seine Arbeit heute eine wichtige sekundäre Quelle für die Denkmalpflege darstellt. Das Dachtragwerk von St. Kastor zu Koblenz, das bei Ostendorf und Schnell Erwähnung findet, fiel 1944 den Bomben zum Opfer. Dasselbe Schicksal erlitt auch St. Stephan in Mainz, um nur einige zu nennen. 1984 schädigte ein Brand das Dachwerk der Karmeliterkirche in Boppard. Die überkommenen mittelalterlichen Konstruktionen haben Seltenheitswert und stehen daher heute selbstverständlich im Zentrum interdisziplinär angelegter, naturwissenschaftlich fundierter denkmalpflegerischer Bemühungen.

Da sich der rheinland-pfälzische Denkmaltag in diesem Jahr der „Vielfalt des Mittelalters“ widmet, stellen wir hier das Dachtragwerk der frühgotischen St. Kastorkirche in Dausenau an der Lahn vor. Durch die Forschung von Stefan Fischbach im Rahmen der Ausarbeitung der Chronik für das 650-jährige Ortsjubiläum in den 1990er Jahren und durch die Bestandsdokumentation im Dachraum von Restaurator Ferdinand Lawen 2004 ist die Quellenlage zu diesem Kulturdenkmal sehr gut.

Die 1319 urkundlich erwähnte gestufte Emporenhalle hatte, durch Grabungen belegt, einen Vorläufer in Form einer einschiffigen Kirche mit Rechteckchor. Der spätromanische Westturm ist erhalten. Den polygonalen Chorrapsiden ist ein Langhaus von vier Jochen mit Westempore vorgelagert. Die äußere Gestalt der Westfassade wird neben dem eingezogenen romanischen Turm mit Dreiecksgiebeln und Rhombendach auch durch einen runden Treppenturm vor dem Südschiff ergänzt. Von der Wendeltreppe aus erreicht man Emporen, Dach- und Turmraum. Das Dachtragwerk des Mittelschiffs besteht aus einer Sparrendachkonstruktion mit zwei Kehlbalken, deren Dachbalkenlage beiderseits in die gewölbten niedrigeren Seitenschiffe auskragt. Streben zwischen Sparren und Balken und Blattverbindungen weisen auf ihr hohes Alter hin. Dendrochronologisch belegt wurden die Hölzer für das Dachtragwerk 1312 bis 1313 gefällt.

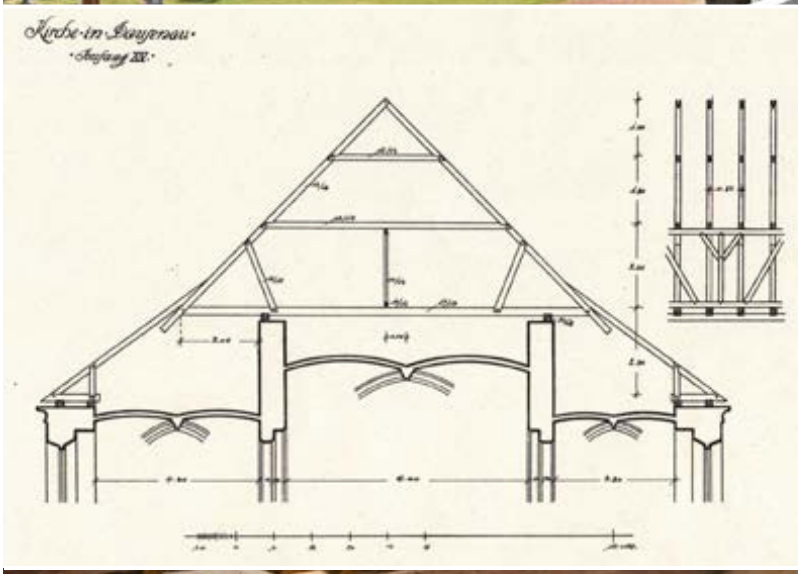
In der Firstachse ist später zur Längsversteifung eine mit Kopfbändern versehene Stützenreihe mit Schwelle und Rähm eingebaut worden.

Oberhalb der Seitenschiffe sind in Verlängerung der Mittelschiffsparren angeschrägte Trägerbalken angebracht, die über den mächtigen steinernen Außenwänden in kurzen ausgesteiften Sattelbalken mit Sparrenknecht auf doppelten Mauerlatten enden. Die gemauerte Längswand zwischen Mittel- und südlichem Schiff birgt noch bauzeitliche Konsolsteine, die wohl Auflager für einen Längsbalken gewesen sind. Dieser gehörte zu einer Dachkonstruktion über dem Seitenschiff, die heute verloren ist.

Noch immer birgt der Dachraum ein bisher trotz aller Forschungen ungelöstes Rätsel, das in keiner anderen Kirche des Untersuchungsgebietes vorzufinden ist: Im Mittelschiff und oberhalb des südlichen Seitenschiffs wurden auf der Dachbalkenebene des Mittelschiffs drei längs hintereinanderliegende Räume in Fachwerkbauweise mit verputzten Gefachen, Decke bzw. Dachschräge und Lehmboden eingebaut. Sie waren von einem Gang aus begehbar und mit verschließbaren Türeingängen ausgestattet. Ihre ursprüngliche Nutzung kann man sich bis heute nicht eindeutig erklären. Fischbach führt in seinem Beitrag zur Baugeschichte aus: „Die Palette der möglichen Vermutungen reicht von Lagerraum, ‚Dienstwohnung' von Altaristen oder einem Glöckner, über Kirchenasyl bis hin zu Aufenthaltsraum für eine Wachmannschaft im Turm zu Kriegszeiten."

Der Dachraum von St. Kastor in Dausenau ist wie die Kirche ein mittelalterliches Kleinod, das auch für die kommenden Generationen erhalten werden muss.

DR. ROSWITHA KAISER
GDKE, Landeskonservatorin



1) Dausenau, St. Kastor, Südseite
2) Querschnitt Dachtragwerk nach Friedrich Schnell, 1915
3) Dachraum, Blick nach Osten (Foto: 2020)

Die Sakristeitür aus St. Johannes in Neustadt-Mußbach

Entdeckt und erforscht!

Die Kirche St. Johannes, deren hochaufragender gotischer Chor in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet wurde, gehörte zu einem 1244 erstmals erwähnten Gut des Ritterordens der Johanniter – dem sog. Herrenhof – im Ortskern von Mußbach. Die nach der Reformation protestantische Kirche wurde seit 1707 als Simultankirche genutzt. Während das später erneuerte Kirchenschiff bis heute den Protestanten als Gotteshaus dient, erhielt die katholische Gemeinde den abgetrennten Chorbereich. Exakt 300 Jahre später ging die Kirche 2007 wieder in den alleinigen Besitz der evangelischen Kirchengemeinde über. Dabei wurde die Betreuung des Chorraums der Fördergemeinschaft Herrenhof Mußbach e. V. übertragen, die 2012 in Kooperation mit der Landesdenkmalpflege ein auf lange Jahre hin angelegtes Instandsetzungsprojekt einleitete. Ziel ist die Erhaltung und Wiederbelebung des bemerkenswerten gotischen Baus sowie die Konservierung und Restaurierung der wertvollen Wandgemälde des 14. Jahrhunderts.

2016 erregte jedoch ein bisher unbeachtetes Ausstattungsstück die Aufmerksamkeit der Denkmalpfleger. Im Chorraum fand sich eine bereits ausgebaute, mit zahlreichen Eisenornamenten einseitig reich beschlagene Bohlentür. Wegen ihrer erkennbaren Entstehungszeit im Mittelalter initiierte der Fachdienst Restaurierung der Landesdenkmalpflege eine ausführliche Untersuchung mit genauem Anforderungsprofil, die als Ergebnis ein umsetzbares Restaurierungskonzept liefern sollte.

Die Untersuchung erfolgte 2017 durch ein erfahrenes Expertenteam in einer Wiener Restaurierungswerkstatt und erbrachte interessante Ergebnisse. So konnte z. B. der originale Standort der Tür bestätigt werden, deren Maße und Form exakt in die Türöffnung zur Sakristei im Turm passen.

In bezeichnender Weise war die der Kirche zugewandte rechtsanschlagende Türseite mit aufwendigen handgeschmiedeten Ornamenten aus Schmiedeeisen reich geziert und die Seite zur Sakristei hin eher schlicht gehalten. Die Metallapplikationen bestehen aus C-förmigen Beschlägen und Bändern mit Blüten- und Lilienornamenten sowie Sternen, die weitgehend symmetrisch angeordnet sind und vermutlich nicht nur als Zierde, sondern auch zum Schutz vor Einbruch in die Sakristei dienten.

Neben der Kartierung der Schäden konnten auch interessante Erkenntnisse über die Herstellungsart und Technologie der Tür sowohl hinsichtlich der hölzernen Konstruktion, als auch der handgeschmiedeten Ornamente und deren Oberflächenbeschichtungen gewonnen werden.

Charakteristisch für die Entstehungszeit im Mittelalter ist die Ausführung als Bohlentür, die aus zwei hochwertigen, astarmen Tannenholzbrettern mit Gratleisten aus Buche gearbeitet ist. Die Bohlen wurden mit radialem Spiegelschnitt aus der Mitte des Stamms geschnitten. Die sogenannten Kernbohlen haben den Vorteil, dass sich ihr Querschnitt beim Quellen und Schwinden weniger ändert und sie sich aufgrund der fast aufrecht stehenden Jahrringe nicht so leicht verwerfen wie Bretter, die seitlich vom Stammmittelpunkt herausgetrennt wurden. Die beiden Tannenholzbohlen sind längsseitig durch einen Falz verbunden und an drei Stellen zusätzlich verdübelt. Darüber hinaus wird die Konstruktion von drei aus Buchenholz bestehenden Gratleisten versteift und in einer Ebene gehalten. Vermutlich war die Tür ursprünglich farbig gefasst. Die handgeschmiedeten und ebenso kunstfertig wie qualitätvoll gearbeiteten Beschläge sind bis auf wenige Ausnahmen nahezu vollständig erhalten. Insgesamt konnten acht verschiedene Nageltypen an der Tür festgestellt werden, die jeweils

1) – 3) Neustadt-Mußbach, St. Johannes, Bohlentür, ca. 1262–1275

aus den verschiedenen Veränderungs- und Überarbeitungsphasen herzurühren scheinen.

Dendrochronologische Untersuchungen ergaben eine Entstehungszeit zwischen ca. 1263 und 1275. Die stilistische Einordnung der Metallbeschläge entspricht ebenfalls der Formensprache vom späten 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Die etwa 750 Jahre alte Tür ist somit annähernd um hundert Jahre älter als der heutige Kirchenbau und könnte daher eventuell aus einem Vorgängerbau stammen.

Aufgrund des hochwertigen technologischen Fertigungsstandards der kunst- und kulturgeschichtlich überaus wertvollen Sakristeitür entschloss man sich, die Tür künftig nicht mehr in Nutzung zu nehmen. So wurde sie bis 2018 lediglich zurückhaltend konserviert, um sie vor Ort museal zu präsentieren.

Zwischenzeitlich konnte auch für den Chor eine langfristige neue Nutzung gefunden werden. Der Kirchenraum soll künftig einerseits für kulturelle Veranstaltungen wie Konzerte genutzt werden, andererseits auch ökumenischen Andachten zur Verfügung stehen. Für die nahe Zukunft geplant ist die Fortführung und sukzessive Fertigstellung der Restaurierung der wertvollen gotischen Wandmalereien.

CLAUDIA GERNER-BEUERLE
GDKE, Landesdenkmalpflege, Restaurierung

Klosterruine Limburg a. d. Haardt bei Bad Dürkheim

Glanzpunkt des salischen Kirchenbaus mit nationaler Bedeutung

Am Ostrand des Pfälzerwaldes erhebt sich bei Bad Dürkheim auf einem nach drei Seiten steil abfallenden Bergrücken die Klosterruine Limburg. Das bereits in der Steinzeit besiedelte Bergplateau oberhalb der alten Wegeverbindung von Worms nach Kaiserslautern war seit dem 10. Jahrhundert Standort der *Lintburg* der salischen Gaugrafen. Anstelle der Burg gründete König Konrad II. am 12. Juli 1025 eine Benediktinerabtei als Hauskloster der Salier. Die Kirche gehört zu den bedeutendsten Bauten der Frühromanik in Europa. Der monumentale, bis weit in die Rheinebene sichtbare Bau zeugt vom Reichskirchensystem der römisch-deutschen Kaiser, das vor dem Investiturstreit eine tragende Säule ihrer Macht war.

Anders als beim wenig später ebenfalls von Konrad gegründeten Speyerer Dom ist der besondere historische und architekturgeschichtliche Wert der Limburg jedoch weit weniger im allgemeinen Bewusstsein präsent. War die Limburg früheren Schülergenerationen noch als Aufbewahrungsort der Reichskleinodien (1042–1056) ein Begriff, so beschert heute zumindest der „Adventsstreit" des Jahres 1038 dem Denkmal eine gewisse Aufmerksamkeit. Damals berief Konrad II. (seit 1027 Kaiser) eine Bischofssynode ein und setzte gegen seinen Onkel, Bischof Wilhelm von Straßburg, die heute verbindliche Anzahl von vier Adventssonntagen durch. Diese Episode, die reiche Gründungsausstattung mit Gütern und einem Splitter vom Kreuz Christi sowie die Beisetzung Königin Gunhilds, der Gemahlin des späteren Kaisers Heinrichs III., im Jahr 1038 unterstreichen die damalige Bedeutung des Klosters.

Zu diesem Zeitpunkt war der Bau weit gediehen. Bereits 1035 konnte in Anwesenheit Konrads II. die Krypta geweiht werden, in deren Bau man Fundamentmauern der *Lintburg* einbezog. 1039 folgte die Weihe des Choraltars. Um 1042 war das Gotteshaus vollendet. In den nachfolgenden Jahrhunderten blieb der Baubestand nahezu unverändert, mit Ausnahme der Erneuerung des südwestlichen Treppenturms in hochgotischen Formen, der heute die Silhouette der Ruine prägt, sowie dem weitgehenden Neubau der Klausur ab 1480.

Den Niedergang des Klosters leiteten ausgerechnet die Grafen von Leiningen ein. Sie waren im frühen 13. Jahrhundert als Schutzvögte an die Stelle der ausgestorbenen Salier getreten und hatten in Sichtweite die Hardenburg errichtet. Nachdem sie in einer Auseinandersetzung mit Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz 1471 die Schutzvogtei verloren hatten, rächten sie sich 1504, als sie die Limburg plünderten und durch Brandschatzung zerstörten. Dabei stürzten der Vierungsturm und die Arkaden des Mittelschiffs ein. Nur Teile der Anlage wurden wiederaufgebaut. So entstand ab 1540 im einstigen Altarraum durch Vermauerung des Triumphbogens eine Notkirche. 1574 kam es zur Aufhebung des Klosters. Die Ruine wurde als Steinbruch benutzt, bis die Stadt Dürkheim 1843 das Areal erwarb und beim Ausbau des Kurbades durch den badischen Gartendirektor Johann Metzger einen Landschaftsgarten anlegen ließ. Dieser und die anstelle der Langhaussäulen gepflanzten Platanen sind in Resten erhalten. Ausfluss des frühen Tourismus ist auch das Pfälzerlied, das Eduard Jost 1869 auf der Limburg dichtete. Heute dient die Ruine als Ort für Freiluftaufführungen.

Von der dreischiffigen, flachgedeckten Säulenbasilika mit Querhaus und quadratischem Chor sind die Umfassungsmauern meist bis zur Mauerkrone erhalten. Die Wirkung des 73 m langen und 38 m breiten salischen Kirchenbaus ist von Einfachheit und einer neuartigen Monumentalität geprägt, die auf der konsequenten Wandgliederung beruht. Im Querhaus ist dies

1) Klosterruine Limburg a. d. Haardt, südliche Langhauswand mit hochgotischem Treppenturm
2) Gesamtansicht von Süden
3) Ostfassade der Klosterkirche

beispielhaft nachvollziehbar. Dort ist in der Ostwand beiderseits des Chors halbkreisförmig eine hohe Apsis ausgebuchtet, die jeweils von Blendbögen flankiert wird. Die triumphbogenartige Gliederung mit Betonung der Vertikalen zählt zu den Glanzpunkten mittelalterlicher Baukunst. Die Parallelen zum Speyerer Dom sind unverkennbar. Anders als dort sind jedoch die Wandoberflächen weitgehend original erhalten, während diese in Speyer im 19. Jahrhundert überarbeitet wurden. Von besonderem Seltenheitswert sind die großflächig erhaltenen farbigen Putze aus der Entstehungszeit. So heben sich an der Ostfassade des Chores Reste weißer Fensterfaschen vom gelblichen Wandputz ab. Bemerkenswert sind ferner Sandsteinquader mit Zierschlägen in römisch-fränkischer Tradition. Nach Notsicherungsmaßnahmen 2018/2019 arbeiten Landesdenkmalpflege, Stadtverwaltung, Untere Denkmalschutzbehörde, das Institut für Steinkonservierung und Restauratoren derzeit an einem langfristigen Konservierungskonzept mit regelmäßigen Wartungsintervallen, um den rasch fortschreitenden Schäden an Putz- und Steinoberflächen entgegenzuwirken.

Eine ideale Ergänzung stellt das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt des Bauforschers Dominik Jelschewski (TU München) dar. Es soll neben der systematischen Erforschung der Baugeschichte dank modernster 3-D-Vermessung auch Grundlagen für das Konservierungskonzept und die Öffentlichkeitsarbeit liefern.

DR. ARMIN HANSON
Kreis Bad Dürkheim,
Untere Denkmalschutzbehörde

Ehem. Klosterkirche Arnstein a. d. Lahn

Ein Blick in das Mittelalter

Auf einem steilen Felsen über dem engen Lahntal ließ Ludwig III., der letzte Graf von Arnstein, um 1176/1180 anstelle seiner Stammburg die Prämonstratenser-Klosterkirche errichten. Die flachgedeckte romanische Pfeilerbasilika mit Westtürmen, östlichem Querhaus und Doppelchoranlage erfuhr im 14. Jahrhundert erstmalig bauliche Veränderungen. Um 1360 wurden im Osten in gotischen Formen ein neuer Chor mit Türmen errichtet sowie gleichzeitig Lang- und Querhaus erhöht und eingewölbt, dazu die Mittelschiffstützen konstruktiv angepasst und die Raumfarbigkeit verändert. Ab 1425 begannen die Bauarbeiten zur Vierungskuppel, in deren Zusammenhang der Kirchenraum abermals eine neue Farbfassung erhielt. In den folgenden Jahrhunderten fanden keine wesentlichen baulichen Veränderungen mehr statt, lediglich der Innenraum wurde um 1740 zurückhaltend barockisiert. Schon kurz danach begann der Niedergang des Klosters, das in der Säkularisation schließlich aufgelöst wurde. Erst nach langem Leerstand belebten Arnsteiner Brüder im Jahr 1919 das Kloster wieder. Um 1970 sowie in den frühen 1980er Jahren wurde die Kirche umfänglich restauriert.

40 Jahre nach der letzten Restaurierung wurde aus statischen Gründen eine Generalsanierung des im Kern romanischen Kirchenbaus notwendig, mit deren Vorbereitung als Partner das Land Rheinland-Pfalz mit dem zuständigen Landesbaubetrieb, die Landesdenkmalpflege, das Bistum Limburg sowie die katholische Pfarrgemeinde seit längerem intensiv beschäftigt sind. Eine umfassende Untersuchung des gesamten Kirchenbaus samt Innenausstattung erbrachte bereits erste Ergebnisse, die detailliert Auskunft über die aus der Zeit um 1200 erhaltene Architektur und Ausstattung sowie die Veränderungen des 14. und 15. Jahrhunderts geben, sodass die kunsthistorische Bedeutung der romanisch-gotischen Klosterkirche und ihrer vielfältigen Ausstattungsteile nachdrücklich dokumentiert ist.

Die prägenden Einrichtungsgegenstände stammen aus unterschiedlichen Ausstattungsphasen. Viele wertvolle Stücke datieren dabei in mittelalterliche Zeit, wie beispielsweise das Chorgestühl aus der Zeit um 1360, das noch heute die Vierung der Kirche einfasst, oder das hochbedeutende und qualitätvolle spätgotische Kruzifix mittelrheinischen Ursprungs mit erhaltener gotischer Farbfassung. Auch die Dachtragwerke der Kirche reichen in großen Teilen in die Zeit der ersten gotischen Veränderung der Kirche um 1360 zurück und wurden nur durch den Bau der Vierungskuppel ab 1420/1426 in diesem Bereich nochmals verändert.

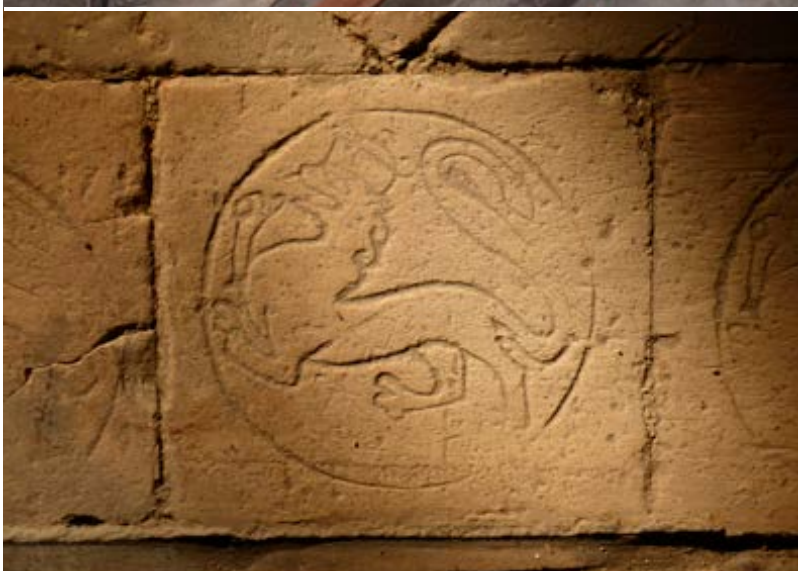
Auf zwei Höhepunkte der erhaltenen mittelalterlichen Ausstattung der früheren Klosterkirche muss ein besonderes Augenmerk gerichtet werden. Im Mittelschiff der Kirche wurde unter den Stuhlpodesten in großen zusammenhängenden Flächen der ursprüngliche, romanische Fliesenboden entdeckt, der zur Weihe um 1208 fertig gestellt gewesen sein muss. Ein romanischer Fußbodenbelag in entsprechender überragender Qualität ist ebenfalls im Kapitelsaal der ehemaligen Prämonstratenserabtei Rommersdorf bei Neuwied überliefert, der in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert. Enge Beziehungen von Arnstein zu dem ebenfalls unter prämonstratensischer Führung entstandenen Kloster in Rommersdorf liegen daher nahe.

Hervorzuheben sind zudem die Malereibefunde auf den Gewölben im Ostchor, die fragmentarisch erhaltene Darstellungen von Engeln zeigen und der Ausstattungsphase um 1420/1426 zugeordnet werden können. Die Farbfassung dieser zweiten gotischen Überformung der Kirche birgt aber nach wie vor zahlreiche ungeklärte Fragen,

die eine Rekonstruktion der Fassung und der Engelsfiguren im Ostchor inhaltlich wie auch technisch schwierig machen. So ist einerseits die figürliche Ausmalung der Chorgewölbe infolge der letzten Restaurierungsmaßnahmen in ihrem Bestand stark reduziert und gefährdet. Anderseits lässt sich das ikonografische Programm der hochgotischen Malerei bislang nicht schlüssig deuten.
Die freigelegten Fragmente beeindrucken jedoch durch den farbigen Kontrast der Gewölbesegel in kräftigem Rot- und Blauton, vor denen die Silhouetten der Engel schweben. Die Figuren waren mit aufwendig gefiederten Flügeln ausgestattet und ihre Gewänder und Nimben reich mit Vergoldungen versehen.

Vorrangiges Ziel der anstehenden Restaurierungsmaßnahmen ist es, die im Kern romanische Klosterkirche, die gotischen Wandmalereien und die wertvolle, aus unterschiedlichen Zeitschichten stammende Ausstattung nachhaltig zu sichern und zu bewahren. Dazu soll eine angemessene, befundorientierte Farbfassung für einen Bau entwickelt werden, dessen romanische Architekturgliederung aus dem 12. Jahrhundert stammt und durch den Chorneubau um 1360 sowie durch den gotischen Umbau mit der Vierungskuppel in den 1420er Jahren verändert wurde. Nach Abschluss der Restaurierung wird die katholische Pfarrkirche in ihrer Architektur und ihren bedeutenden Ausstattungsstücken auch künftigen Besuchern einen reichen Blick ins Mittelalter ermöglichen.

DR. ALEXANDRA FINK
GDKE, Landesdenkmalpflege, Inventarisation



1) *Seelbach, ehem. Prämonstratenser-Klosterkirche Arnstein, Ansicht von Süden*
2) *Freigelegte Ausmalung eines Gewölbesegels im Ostchor mit Darstellung eines Engels vor rotem Hintergrund, um 1420*
3) *Detail einer Bodenfliese des freigelegten romanischen Bodenbelags im Mittelschiff mit Darstellung eines Löwen*

Ehem. Prämonstratenserabtei Rommersdorf bei Neuwied

Normannisches Formengut im Rheinischen Übergangsstil

Einflüsse des Westens auf die rheinische Architektur des Mittelalters gingen nicht selten von den Klöstern aus, die ihr Formengut zu den Tochtergründungen exportierten. Beispielhaft lässt sich dies in der ehem. Prämonstratenserabtei Rommersdorf bei Neuwied beobachten. Die romanische Bautradition wurde in den ersten Dekaden des 13. Jahrhunderts – maßgeblich im Rheinland – mit frühgotischen Einzelformen fortgesetzt, ohne dass eine neue Raumauffassung zutage trat. Insofern verdienen auch in Rommersdorf Einzelformen im Zusammenhang mit ihrer Einbindung in Kapitelsaal, Abtskapelle oder Sakristei, in Kreuzgang und Kirche eine nähere Betrachtung.

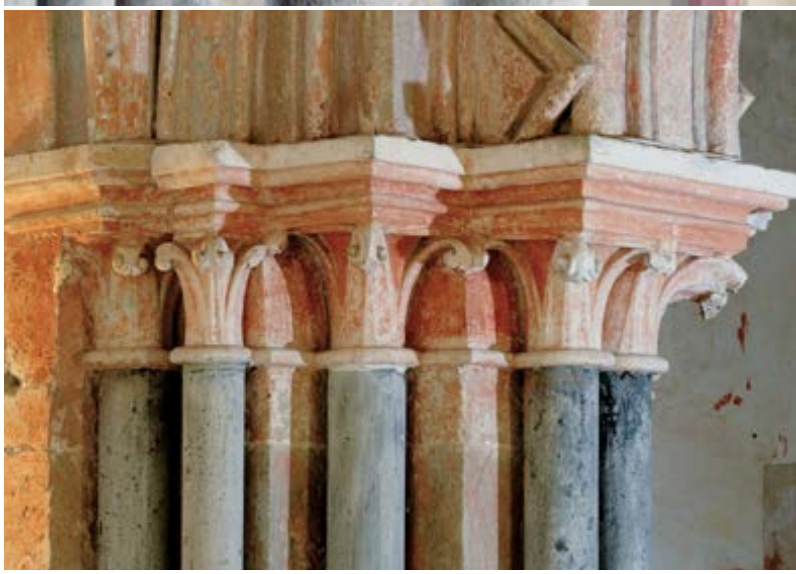
Für eine stilistische Einschätzung kommen zunächst Einflussmöglichkeiten infrage, die sich aus der Abteigeschichte ergeben. So hatte Rommersdorf im 12. und 13. Jahrhundert zahlreiche, teils sehr enge Beziehungen zu Prämonstratenserabteien in Frankreich, darunter St. Martin in Laon und die dem Orden ihren Namen gebende Abtei Prémontré. Hier tagte 1204 das Generalkapitel des Ordens, an dem – aufgrund eines Streitfalls mit der nahegelegenen Abtei Sayn – sicher auch Abt Reiner von Rommersdorf (1202–1214) teilnahm. Prémontré und die Sakralbauten im Laonnais, der Landschaft um Laon (westliche Picardie), waren baukünstlerisch sehr stark von der Normandie beeinflusst. Die Übernahme dieser frühgotisch-normannischen Dekoration in Rommersdorf beeinflusste die mittel- und niederrheinische Bauplastik des 13. Jahrhunderts.

Es ist anzunehmen, dass damals auch die fast fertige Kathedrale von Laon von der Abordnung aus Rommersdorf besichtigt wurde. Vielleicht hat man die vorläufig dort nicht mehr beschäftigten Steinmetzentrupps gleich nach Rommersdorf mitgenommen oder aber heimische Kräfte mitgebracht, die Baudetails an der Kathedrale studieren sollten. Unter diesen sind insbesondere schlanke Kelchknospenkapitelle mit umgebogenem Kelchrand, Zeltstern- oder Diamantfries, Zickzackfries, Schaftringe, Drei- und Vierpässe sowie Rippen- und Gurtprofile zu nennen, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts allesamt fremd in der rheinischen Baugewohnheit waren.

Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts wies die Wissenschaft auf die Übernahme von dekorativen Elementen normannischer Provenienz in der Rommersdorfer Abtskapelle (Zickzackbogen) und im Kapitelsaal hin. Die dabei angenommene Vermittlung durch die belgische Architektur um das Mutterkloster Floreffe ist aufgrund zeitlicher Diskrepanzen jedoch auszuschließen.

Die frühesten neuen Motive in Rommersdorf sind der Diamant- (oder Zeltstern-)fries (am Südportal der Kirche, der sog. „Mönchspforte“ und über der großen Nische im Westen des südlichen Querhausarmes) sowie der Schaftring als selbstständiges Schmuckelement, auch als Kapitellersatz (an der „Mönchspforte“ und am Portal zur Abtskapelle). Der Diamantfries hat in der Normandie seinen Ursprung und wurde von dort verbreitet. Am reichsten kommt er in St. Pierre in Lisieux vor. Auch an den Kathedralen von Le Mans und Laon ist er zu finden. Im Rheinland ist er sonst nur noch am Südwestportal des Bonner Münsters, in den kleinen Arkaden der Chorschranken in Brauweiler und am Südportal von St. Peter in Sinzig zu finden.

Der Rommersdorfer Schaftring (um 1210) erscheint wenig später im Bonner Münster, in der Gerresheimer Stiftskirche, in Oberpleis, in der Laacher Nikolauskapelle und im Wetzlarer Dom. Als selbstständiges Schmuckelement zur Verklammerung von Diensten und Dienstbündeln setzte er sich erst mit der Errichtung des Chores von St. Martin in Linz wenig später durch. Bei der Weihe waren der Rommersdorfer Abt und der Kölner Erzbischof zugegen, was auf engere Beziehungen schließen lässt. Auch in einigen Kölner



1) Rommersdorf, Prämonstratenserabtei, sog. „Mönchspforte" mit Klötzchen- und Zeltstern- oder Diamantfries, ca. 1206/1207
2) Kelchknospenkapitelle im östlichen oder romanischen Kreuzgangflügel, 1220–1225
3) Kelchknospenkapitelle des Gewändes der Sakristei/Abtskapelle mit Arkadenansatz und Zackenbogen, vor 1219

Kirchen, in Neuss, der Koblenzer Liebfrauenkirche, Brauweiler und Roermond ist er zu finden.

Eine sehr enge Verbindung mit Rommersdorf gehen auch der Limburger Dom (1220–1235) sowie die Matthiaskapelle in Kobern ein. Für deren Stifter, die Brüder Heinrich II. und Gerlach von Isenburg, war Rommersdorf Hauskloster und Grablege. Auch hier fallen die Schaftringe und flachgedrückten Basen als adaptierte Motive auf.

Der normannische Zickzackfries in der Arkade der Sakristei hat am Rhein keinen Vorläufer und wurde hier auch nicht mehr aufgegriffen, obgleich er in England, Norwegen und Sizilien oft anzutreffen ist.
Insofern steht er in Rommersdorf regional vereinzelt da, ganz besonders mit der überhöhten Mittelzacke, die eine weitere Eigenheit darstellt.

Motive der Kapitellplastik des Kapitelsaals, der Abtskapelle und des Kreuzgangostflügels mit und ohne Knollen und Zungenblättern sind auch in Soissons und Laon zu finden, nach Rommersdorf in Köln an St. Gereon, dem Bonner Münster und der Ramersdorfer Kapelle.

Weitere Details, die Rommersdorfer Bauleute in Frankreich kennenlernten, sind das Kreisfenster des Kapitelsaals, der hängende Dreipass in der Abtskapelle (Caen/St. Etienne), ebenso der Vierpass. Die vielfache Verwendung des letzteren wird in Rommersdorf maßgebliches Dekorationselement zur Auflockerung der Wandscheibe des Kreuzganges.

DR. REINHARD LAHR
Kreis Neuwied,
Untere Denkmalschutzbehörde

Ehem. Stiftskirche in Pfaffen-Schwabenheim

Steinmetzkunst am mittelalterlichen Handelsweg

Um 1040 wurde das Kloster Pfaffen-Schwabenheim von Graf Eberhard von Nellenburg und seiner Mutter Hedwig, einer Nichte der Gemahlin Kaiser Heinrichs II., als Eigenkloster gegründet. Im Zuge des Wormser Konkordats ging es 1130 von Graf Meginhard von Sponheim an den Mainzer Erzbischof über und wurde mit Augustiner-Chorherren besetzt. Die Sponheimer Grafen (Kreuznacher Linie) blieben jedoch weiterhin Schirmherren des Klosters und wählten hier ihre Grablege, wovon zwei im Kirchenschiff erhaltene Grabplatten von 1340 und 1380 noch heute zeugen.

Beginnend mit dem Chor erfolgte um 1230–1260 der Neubau der Klosterkirche, kam jedoch nach Errichtung des Querschiffs unvollendet zum Erliegen. In Folge der Reformation hob man das Kloster 1566 auf, die Chorherren wurden vertrieben und eine weltliche Schaffnerei zur Verwaltung und Bewirtschaftung der Klostergüter eingerichtet. Im Pfälzischen Erbfolgekrieg plünderten französische Truppen 1689 das Kloster und zerstörten dabei Querhaus und Turm. 1697 konnten die Chorherren aber wieder zurückkehren und errichteten im Laufe des 18. Jahrhunderts das heutige barocke Kirchenschiff und die Klostergebäude. Nach der Säkularisation 1802 wurde der Bau als Pfarrkirche in einem Simultaneum von beiden Konfessionen genutzt, bis die Protestanten sich 1907–1908 ein eigenes Gotteshaus bauten. Die Klostergebäude sind indes seit 1833 in Privatbesitz und bewohnt.

Trotz geringer Größe gehört der Chor, dessen polygonale Apsis von Rundtürmen flankiert und von einer Zwerggalerie umgürtet wird, zu den bemerkenswertesten Zeugnissen der Spätromanik in Rheinhessen. Im Innern besticht er durch seine reiche Gliederung und Bauplastik. Die Sockelzone bilden umlaufende kleeblattförmige Blendarkaden über Säulchen mit Knospenkapitellen. Schlanke, durch Schaftringe unterbrochene Wanddienste steigen zum sechsteiligen Rippengewölbe über dem Chorquadrat auf. Während die Fenster der Apsis mit profilierten Rundbögen abschließen, sind die des Chorjoches spitzbogig ausgeführt. Gegenüber der romanisch geprägten Grundhaltung des Chorraums zeigt sich in den Einzelformen der Einfluss der beginnenden Gotik. Entsprechend stellt der Chor ein typisches Beispiel des sogenannten rheinischen Übergangsstils dar. Stilistisch ist er der ehemaligen Propsteikirche in Offenbach am Glan sowie der Marienkirche in Gelnhausen nahe verwandt. Die Gestaltung der drei Kirchen, die alle am mittelalterlichen Handelsweg von Metz nach Leipzig lagen, geht vermutlich auf den im Burgund ausgebildeten Baumeister Vingerhut zurück. Ihre Vorbilder sind sowohl in Frankreich wie auch am Ober- und Niederrhein zu finden.

Unter den wertvollen Ausstattungsstücken der Kirche ist das steinerne Relief eines Altarretabels im Chorscheitel als eines der ältesten seiner Art in Deutschland besonders hervorzuheben. Dargestellt ist eine Deesis, die Christus als thronenden Weltenrichter am Jüngsten Tag zwischen der Gottesmutter und Johannes dem Täufer zeigt. Die Kapitelle der beiden benachbarten Säulen sind als Engelsfiguren gestaltet.

Die durch den Bildersturm der Reformation und den Pfälzischen Erbfolgekrieg verursachten Beschädigungen – abgeschlagene Knospen an den Kapitellen und Gesichter der figürlichen Darstellungen – wurden 1907 im Rahmen einer umfassenden Restaurierung durch Nachbildungen ersetzt und mittels Eisendübeln mit dem mittelalterlichen Bestand verbunden. Durch aufsteigende Feuchtigkeit im Sandsteinmauerwerk sind diese jedoch im Laufe der Zeit korrodiert und haben durch Rostsprengung zu erheblichen Schäden geführt, die sowohl die Ergänzungen als auch die Originalbereiche betreffen und

1) Pfaffen-Schwabenheim, ehem. Klosterkirche, Innenansicht des spätromanischen Chores
2) Chorscheitel, steinernes Altarretabel mit Deesis
3) Sakristei mit barocker Stuckierung des 18. Jh.

dringend einer Restaurierung bedürfen.
Ein von Restaurator Michael Hangleiter erstelltes Konzept sieht nun vor, die rostenden Dübel zu entfernen und neue Abgüsse der 1907 erstellten Nachbildungen mit Karbonfaserdübeln wieder anzubringen. Die geschädigten Sandsteinteile sollen zudem steinrestauratorisch konserviert bzw. wiederhergestellt werden. In der gesamten Sockelzone des Chors, die stark feuchte- und salzbelastet ist, wird nach einer Trockenreinigung auch eine Entsalzung mittels Kompressen erfolgen.

Die südlich an das Chorquadrat angebaute Sakristei von 1722–1723 wurde von Marx Greibner an Wänden und Decke mit aufwendigen figürlichen Stuckreliefs im Mainzer Bandelwerkstil dekoriert, die Szenen aus dem Leben Christi und dem Alten Testament zeigen.

Heute sind die Putz- und Stuckflächen von zahlreichen Rissen durchzogen und liegen großteils hohl. Die unteren Wandbereiche sind von aufsteigender Feuchtigkeit gezeichnet, sämtliche Oberflächen verschmutzt und vergraut. Daher sieht das aktuelle Restaurierungskonzept eine Trockenreinigung, die Rückverankerung von hohlliegenden Bereichen an die Holzschalung der Decke und ein punktuelles Hinterspritzen mit Injektionsmörtel sowie den Verschluss der Risse vor. Mit dieser Maßnahme wird das wahrscheinlich letzte verbliebene Werk des Künstlers bewahrt, nachdem seine Arbeiten in Mainz, Koblenz und Worms im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden.

CONSTANZE HÜTHER
GDKE, Landesdenkmalpflege, Praktische Denkmalpflege

Die Restaurierung des Kreuzgangs von St. Matthias in Trier

Ein frühes Beispiel gotischer Baukunst in Deutschland

Die am Südrand Triers gelegene Benediktinerabteikirche St. Eucharius und St. Matthias zählt zu den ältesten Kirchen der Stadt. Sie erhebt sich an der Stelle eines ehemaligen römischen Gräberfelds und ihre Vorgängerbauten reichen bis in die spätrömische Zeit zurück. Alle Epochen sind an den zur Abtei gehörenden Gebäuden mit ihren Stilen vertreten. Als eine der wichtigsten Kirchen Triers wurde sie von Beginn an von den Trierer Erzbischöfen gefördert und so bedingt sich auch ihr hoher (bau-)künstlerischer Anspruch.

Dies gilt insbesondere auch für den an der Südseite der Kirche liegenden Kreuzgang. Er entstand während der Amtszeit des Abtes Jakob von Lothringen (1211–1257) und ersetzte einen Vorgängerbau des 12. Jahrhunderts. Begonnen wurde mit dem nur noch in Resten erhaltenen Nordflügel. Hier tragen hornförmige Konsolen mit Kelchknospenkapitellen die Gewölbe, deren Form auf einen Baumeister aus dem Umkreis der Zisterzienser hindeutet. In der südlichen Hälfte des Westflügels kam es dann zu einem stilistischen Wechsel. Das Formenrepertoire der folgenden Bauabschnitte steht jenem der Bauhütte der Trierer Liebfrauenkirche nahe, die etwa ab 1235 von Bauleuten aus der Champagne begonnen wurde. Der Süd- und Ostflügel schlossen sich chronologisch an. Mit dieser frühen Erbauungszeit zählt der Kreuzgang zu den ersten gotischen Bauten in Deutschland.

1802 wurde die Abtei säkularisiert und Kirche und Klostergebäude getrennt. Der Trierer Kaufmann Christoph Philipp von Nell erwarb 1803 die Klostergebäude sowie das zugehörige Land und richtete hier einen Gutsbetrieb ein. Zudem verwandelte er den Kreuzgang in Stallungen und ließ den Nordflügel und das Brunnenhaus abtragen. Nach der Rückkehr der Mönche 1933 kamen die Klostergebäude wieder an die Gemeinschaft. Zur Rückgewinnung des alten Kreuzgangs öffnete man die bereits im 18. Jahrhundert durch Mauern geschlossenen Arkaden und begann mit der Steinsanierung. In den 1950er Jahren konnten die verlorenen Arkaden schließlich mit neuen Bögen, Säulen und Kapitellen wiederhergestellt werden.

In den Jahrzehnten danach war wenig am Gebäude geschehen und so bestand 2010 hoher Handlungsbedarf. Probleme mit der Statik und der Feuchtigkeitsregulierung hatten bereits zu Schäden am Bauwerk geführt.

Der Maßnahme vorgeschaltet wurden bauhistorische und restauratorische Untersuchungen, die teils zu erstaunlichen Erkenntnissen führten. So der Nachweis von Steinrestaurierung im 14./15. Jahrhundert mit entsprechenden „Steinergänzungsmörteln“ und der Fund eines wertvollen Wandgemäldes aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Auf Basis der gewonnenen Befunde wurde ein Restaurierungskonzept erarbeitet, das auf den weitestgehenden Erhalt originaler Substanz abzielte. Doch zunächst dringender war die statische Sicherung des Refektoriums/Dormitoriums am Ostflügel des Kreuzganges.

Das Dachwerk des Dormitoriums stellte ein gravierendes statisches Problem dar, da seine Last die Mauern des Gebäudes nach außen drückte und auch Druck auf die Gewölbe ausübte. Das hätte früher oder später zum Einsturz des östlichen Gebäudeflügels geführt. Mit langen stählernen Streben wurden 2015/2016 die Fußpunkte des Dachwerks wieder kraftschlüssig miteinander verbunden und damit die nach außen wirkenden Kräfte des Dachstuhls abgefangen. Auch das Auflasten der Dachkonstruktion auf das Gewölbe konnte so beendet werden. Schon ein Jahr zuvor war mit der Trockenlegung des Kreuzgangs begonnen worden. Zwei große Sickergruben im Garten des Kreuzgangs und eine Drainage, die um die Wände des

Kreuzgangs führt, leiten seitdem das Oberflächenwasser vom Gebäude und über die Gruben ab, die bis zu den Flusskiesschichten der Mosel in sechs Meter Tiefe hinabreichen.

2017 konnte schließlich mit der eigentlichen Restaurierung des Kreuzgangs begonnen werden. Zunächst wurden die Wandflächen von ihrem alten, ungeeigneten Putz befreit. Nach der Öffnung des Bodens erfolgte eine eingehende archäologische Untersuchung. Vom Putz befreit zeigte die Innenwand des nördlichen Kreuzgangflügels zahlreiche Hinweise zur Baugeschichte von Kirche und Kreuzgang, die eine bauhistorische Untersuchung sinnvoll machten. Nach Abschluss der archäologischen Grabungen konnte mit der Restaurierung der Gewölbe und der Werksteine fortgefahren werden. 2018 begann man zunächst mit dem westlichen Kreuzgangflügel, später folgten der südliche und 2019 der östliche sowie der nördliche. Im Herbst 2019 konnte auch die großflächige Wandmalerei über der Tür zur Sakristei, eine Muttergottesdarstellung aus der Erbauungszeit des Kreuzgangs, restauriert und im Frühjahr darauf mit der Verlegung des neuen Basaltbodens in den Kreuzgangflügeln die Restaurierungsmaßnahme abgeschlossen werden.

Finanziert wurde die Maßnahme aus Mitteln des Bundes, der Landesdenkmalpflege, aus Spenden und Geldern der Kirche. Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz half bei der Fassadensanierung. Aus denkmalpflegerischer Sicht kann die Maßnahme als Glücksfall betrachtet werden. Nicht nur konnten die benötigten Mittel beschafft werden, auch alle an der Ausführung Beteiligten haben zu einer vorbildlichen Sanierung beigetragen.

DR. CHRISTIAN SCHÜLER-BEIGANG
GDKE, Landesdenkmalpflege, Praktische Denkmalpflege

PD DR. EDUARD SEBALD
GDKE, Landesmuseum Mainz

1) Trier, St. Matthias, Blick in den westlichen Kreuzgangflügel
2) Blick auf den südlichen Kreuzgangflügel
3) Hornkonsole, erste Bauphase

Das Ursularetabel der Abteikirche Marienstatt im Westerwald

Eine „moderne“ Restaurierung

Das Marienstatter Retabel stammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und gehört damit zu den ältesten Flügelaltären in Deutschland. Die künstlerische Qualität der Schreinarchitektur, der Malereien sowie auch der umfangreichen skulpturalen Ausstattung begründen seine besondere Bedeutung. Vergleichbare Flügelaltäre im Rheinland sind der Clarenaltar im Kölner Dom und der Goldaltar in der Liebfrauenkirche zu Oberwesel.

Das 5 Meter breite und 2,30 Meter hohe Retabel besticht durch seine reiche Gliederung und Feinheit der Figuren. Es ist überaus detailfreudig durch geschnitzte, vergoldete und farbig gefasste Architekturelemente, wie Spitzbögen, Fialtürme, Maßwerkbretter und Schleierbretter ausgestaltet. Die zentrale Achse wird durch einen Mittelrisalit hervorgehoben, der auch bei geschlossenen Flügeln sichtbar bleibt.

In den Altarnischen stehen, ebenfalls aufwendig gefasst, oben zwölf Apostelfiguren mit einer zentralen Christus-Maria-Gruppe im Risalit, unten zwölf weibliche Büsten, welche ursprünglich mit Reliquien bestückt waren. Zehn der Büsten tragen Namen, welche auf die Legende der heiligen Ursula verweisen.

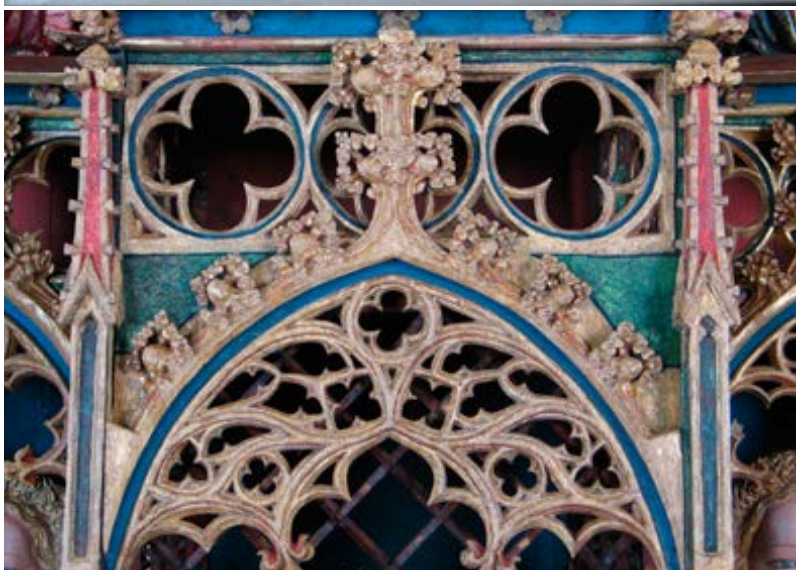
Im Sockelgeschoss und im ersten Geschoss des Risalits ruhen hinter geschnitzten bzw. geschmiedeten Gittern insgesamt achtzehn, textil gefasste und mit Edelsteinen geschmückte Schädelreliquiare auf roten Seidenkissen. Die Flügelaußenseiten zeigen gemalte Szenen der Kindheit und des Leidens Jesu. Analog zur Gliederung der Flügelinnenseiten werden die einzelnen Szenen durch gemalte Architektur gerahmt.

Auch wenn Untersuchung und Restaurierung mittlerweile gut 15 Jahre zurückliegen, rechtfertigen deren Aufwand und die kunsthistorische Bedeutung des Altars, die Maßnahme im Rahmen des diesjährigen Denkmaltags rückblickend zu beleuchten.

Der Zustand vor der Restaurierung war das Ergebnis zahlreicher Überarbeitungen in Form von Retuschen, Teilüberfassungen und Überzügen: Ein Konglomerat unterschiedlichster Überarbeitungsphasen, welches in der Summe zu einer fast vollständigen Überdeckung des Originals geführt hatte. An den Gemälden der Flügelaußenseiten lagen großflächige Fehlstellen vor. Sie waren um 1910 durch weitgehend monochrome Neutralretuschen geschlossen worden. Eine für diese Zeit sehr moderne Lösung, allerdings blieb die Ablesbarkeit der erhaltenen Malerei empfindlich gestört.

Auf Grundlage der Untersuchungsergebnisse wurde ein konservatorisches und restauratorisches Konzept entwickelt. Das wichtigste Ergebnis stellte für den Schrein mit den eingestellten Skulpturen die Entscheidung zur weitgehenden Freilegung der erhaltenen Originalfassung dar. Fehlstellenbereiche sollten durch Retuschen geschlossen werden. Für die Malereien wurde die Abnahme der Retuschen von 1910 und die Ausführung vermittelnder Retuschen beschlossen.

Ziel der Restaurierung war die weitgehende Wiederherstellung des mittelalterlichen Erscheinungsbildes. Die freigelegte, ursprüngliche Farbfassung sollte in der Gesamtwirkung dominieren. Daher sollten die Retuschen zwischen erhaltenen Fassungspartien bzw. Malereifragmenten vermitteln, sich zugleich aber auch in der Nahbetrachtung vom Original abgrenzen. Die sogenannte Strichretusche wird diesen Anforderungen in besonderer Weise gerecht. Die ursprünglich in den 1960er Jahren begründete, seitdem weiterentwickelte restauratorische Ergänzungsmethode passt sich Helligkeits- und



1) Abtei Marienstatt, Ursularetabel, sichtbare Retuschen auf einer Reliquienbüste
2) Gesamtansicht der Festtagsseite (Flügelinnenseiten)
3) Detail der Maßwerkbekrönung im mittleren Register

Farbwerten an, bleibt aber eindeutig vom Original unterscheidbar. Gut ausgeführt, ordnet sie sich unter und bringt die erhaltene Originalsubstanz zur Geltung.

Die Retusche der Gemälde auf den Flügelaußenseiten war besonders anspruchsvoll. Wo möglich, wurden fehlende Konturen ergänzt, ansonsten mussten fließende Übergänge hin zu Neutralretuschen in nicht rekonstruierbaren Bereichen geschaffen werden.

Heute prägen das freigelegte Original teils belassene Ergänzungen des 19. Jahrhunderts sowie aktuelle restauratorische Ergänzungen das Gesamtbild des Altars. Alle drei Zustände sind deutlich voneinander zu unterscheiden. Zugleich wurde das denkmalpflegerisch-restauratorische Ziel, die Wiederherstellung des mittelalterlichen Erscheinungsbildes, erreicht.

MARTIN HAMMER
GDKE, Landesdenkmalpflege, Restaurierung

Der historische Ortskern von Ediger

Untersuchung einer Denkmalzone an der Mosel

Am linken Ufer der Untermosel, am Beginn des Cochemer Krampens nahe dem Calmont, wird die Landschaft durch ein schmales, von Steilhängen flankiertes Flusstal geprägt. Hier liegt das Winzerdorf Ediger als Ortsteil der Gemeinde Ediger-Eller. Es zählt nicht nur zu den malerischsten Orten im Moseltal, sondern lässt in Struktur und Bebauung zugleich die historische Entwicklung seit dem Mittelalter aufscheinen.

Ediger, erstmals vermutlich 765 als *Ederiga* erwähnt, entstand an einem Steilhang der Eifel, an dem zwei Bachtäler zur Mosel fließen. Die einst entlang dieser Täler verlaufenden Handelswege prägen noch heute als Ober- und Unterbachstraße das Ortsbild. Ausgehend von hier entwickelte sich der seit dem frühen 19. Jahrhundert kartografisch überlieferte, regionaltypische Ortsgrundriss eines Fährgassendorfes: Beide Bachstraßen werden an der Hangseite durch die flussparallele Hochstraße miteinander verbunden, von der kammartig weitere Gassen in Richtung Tal abzweigen. Eine Veränderung der Straßenstruktur hat innerhalb der Stadtmauer wahrscheinlich seit dem Spätmittelalter nicht stattgefunden.

Im 14. Jahrhundert wurden Ediger Stadt- und Marktrechte verliehen sowie der Bau einer Befestigung genehmigt. Der Ort wurde mit Mauern und Gräben gesichert, welche die Ortsausdehnung für eine lange Zeit bestimmten.

Noch heute sind Teile dieser mittelalterlichen Stadtmauer erhalten, deren Verlauf in etwa einen rechteckigen Grundriss bildet. An der Bergseite, am erhaltenen Stadtmauergraben, treten diverse Mauerreste zum Vorschein, die an manchen Stellen bis zu sechs Meter hoch sind. Am höchsten Punkt im Norden des Ortes – am Pfarrgarten und um den Kirchhof – sind die Mauerreste durch Rundbögen auf Doppelkonsolen mit den Fundamenten des Chores der Pfarrkirche verbunden. Hier befindet sich auch das Petrustor (Mitte 14. Jh.), eines der beiden erhaltenen Stadtmauertore, mit tonnenförmiger, mehrfach abgestufter Abdeckung. An den äußeren Ecken zeigen sich Reste von Rund- und Halbrundtürmen, wie z. B. der halbschalenförmige „Vinum Bonum-Turm“ mit zwei Geschossen über dem ehemaligen Wehrgang.

Die Ortsbebauung selbst zeichnet sich durch einen bemerkenswert dichten Baubestand vom 15. bis ins frühe 20. Jahrhundert aus. Neben barocken Winzerhöfen und späthistoristischen Bruchsteinbauten bestimmen vor allem zahlreiche schmuckreiche Fachwerkbauten das Ortsbild, von denen eine stattliche Anzahl noch in das späte Mittelalter zurückreicht, wie bspw. das ehem. kurfürstlich-trierische Amtshaus von 1515. Das Hintergebäude von Oberbachstraße 10 ist dendrochronologisch sogar auf 1425/1426 datiert. Auch finden sich zahlreiche Gebäude, die mittelalterliche Reste in den Kellergewölben oder im aufgehenden Mauerwerk des Erdgeschosses aufweisen. So z. B. die Moselweinstraße 18/19, in die ein Teilstück der spätmittelalterlichen Stadtmauer integriert wurde. Wirtschaftsgebäude – besonders die erhaltenen Kelterhäuser – dokumentieren die landwirtschaftliche Tradition des Winzerortes sowie der gesamten Region. Die spätgotische Pfarrkirche (1506–1512/18) thront mit ihrem 55 Meter hohen Westturm über dem Ort. Der steile Turmhelm beansprucht mit seinem reichen bleiernen Zierwerk aus der Erbauungszeit besondere Seltenheit. Hervorzuheben ist zudem die erhaltene Dachlandschaft, die insbesondere vom Stadtmauergraben aus, beim Blick über die Ortschaft zu sehen ist. Die Gesamtheit der einzelnen Bestandteile des Ortskerns hat eine weithin sichtbare Wirkung auf das Moseltal. Aufgrund seines ungewöhnlich geschlossen erhaltenen Ortsbildes ist der historische Ortskern von Ediger mit seiner Befestigungsanlage als Denkmalzone geschützt.

1) Ediger-Eller, Ortsteil Ediger, Moselweinstraße 13, ehem. Kurfürstliches Amtshaus, frühes 16. Jh.
2) Historische Dachlandschaft mit Stadtmauer
3) Oberbachstraße, charakteristisches Ortsbild mit Kirche und Resten der Stadtmauer

Zu den Denkmalzonen gehören nach dem rheinland-pfälzischen Denkmalschutzgesetz auch kennzeichnende Straßen-, Platz- und Ortsbilder mit ihren vielgestaltigen, oftmals über Jahrhunderte gewachsenen Strukturen. Für Ediger sowie für zahlreiche weitere, als Denkmalzonen geschützte historische Ortskerne fehlte in Rheinland-Pfalz jedoch bislang eine differenzierte Wissensbasis und Denkmalbegründung. Daher wurde 2018 in Kooperation der Landesdenkmalpflege mit der Johannes Gutenberg-Universität Mainz das Projekt „Systematische Nachqualifizierung der Denkmalzonen in Rheinland-Pfalz" begonnen. Dabei werden die Denkmalzonen hinsichtlich ihrer architektonischen, städtebaulichen und historischen Bedeutung systematisch beschrieben und fotografisch sowie kartografisch dokumentiert. So ist es möglich, ihren individuellen Denkmalwert vertieft zu begründen und ihre prägenden Merkmale und Elemente aufzuzeigen.
Rheinland-Pfalz besitzt eine große Anzahl an historischen Ortskernen, die die große Bandbreite an besonders erhaltenswerten Ortsstrukturen und Ortsbildern aufzeigen und im Rahmen des Projekts bearbeitet werden sollen. Die Ergebnisse dienen künftig als fundierte Wissensbasis zur denkmalpflegerischen Bewertung von Baumaßnahmen und Veränderungen an Fassaden, Einzelgebäuden und der Ortstruktur und sind daher eine wichtige Grundlage für einen angemessenen konservatorischen Umgang mit den historischen Ortskernen.

LUCY LIEBE
GDKE, Landesdenkmalpflege, Inventarisation, Projekt Systematische Nachqualifizierung der Denkmalzonen in Rheinland-Pfalz

Die Reste der mittelalterlichen Stadtmauer in Mainz

Vom Unort zum Pocket Park

Lange bot der größte zusammenhängend erhaltene Abschnitt der mittelalterlichen Mainzer Stadtmauer einen traurigen Anblick: Mit der Aufgabe einer kleinen Tankstelle an der Rheinstraße nördlich des Holzturms war eine Industriebrache entstanden.

Ein Neubauvorhaben in direkter Nachbarschaft wurde 2018 zum Anlass für eine Ausgrabung der Landesarchäologie Mainz. Dabei konnte die nördliche Fortsetzung des Stadtmauerzugs sowie ein Riegelkanal, vermutlich der Verschlussmechanismus des ehemaligen Weintors, nachgewiesen werden. Auch wurden Keller von stadtseitig an die Mauer angefügten Wohnhäusern freigelegt.

Wegen einer unmittelbar an der Stadtmauer geplanten Tiefgarage untersuchte ein Ingenieurbüro das Mauerstück, das sich im Eigentum der Stadt befindet. Dabei traten Gefügestörungen mit Hohlräumen, aber auch eine deutliche Schrägstellung der Mauerscheibe von 24 cm bei einer Höhe von mehr als zehn Metern zutage. Die Mauerkrone sowie der Wehrgang des tief ausgewaschenen Mauerwerks waren starkem Feuchtigkeitseintrag ausgesetzt. Schurfe am Mauerfuß ergaben zudem, dass die Mauer nicht sehr tief gegründet ist und damit nicht mehr als verkehrssicher gelten konnte. Das ursprüngliche Konzept der Tiefgarage hätte sie auch aufgrund eines zu befürchtenden Grundbruchs in der Standsicherheit gefährdet. Daher wurde die Tiefgarage abgerückt und zugleich ein feldseitiger stadteigener Wartungsstreifen für zukünftige Instandsetzungen geschaffen. Insgesamt wurde deutlich, dass zur Substanzerhaltung der Mauer eine statische Sicherung dringend und zeitnah erforderlich war. Diese umfasste neben der Verfüllung von Hohlräumen die Verankerung der Mauerschalen mit dem Kernmauerwerk durch Injektionen sowie ein genaues Monitoring, um kritische Bauzustände zu vermeiden. Weiterhin wurde die Verfugung komplett erneuert und die Mauerabdeckung gesichert.

Zur Vorbereitung und Begleitung der Instandsetzungsmaßnahmen wurden eine bauhistorische Untersuchung sowie eine Sichtung der historischen Bildquellen durch das Bauforschungsbüro Frank & Mielke durchgeführt. Eine exakte Datierung des Stadtmauerabschnitts ist bisher nicht möglich. Die älteste Darstellung der Stadtmauer findet sich auf dem spätgotischen Altar von Kirchbrombach im Odenwald (nach 1518). Bei den archäologischen Grabungen hat man jedoch auch vermutlich zweitverwendete Buckelquader der Zeit um 1200 gefunden. Daher und aufgrund ihres zweischaligen Mischmauerwerks aus kleinformatigen Bruch- und Backsteinen dürfte die Mauer nicht vor den 1330er Jahren entstanden sein, spätestens bis 1355, als der benachbarte Holzturm errichtet wurde. Denn früher lässt sich für das Mittelalter in Mainz bisher keine Verwendung von Backstein nachweisen. Ursprünglich wies die Mauer breite Zinnen in der Brustwehr des Wehrgangs auf. Nach jeder zweiten Zinne gab es eine lange schmale, vermutlich für Bogenschützen mit Langbogen geeignete Schießscharte. Die äußeren Laibungskanten waren größtenteils mit Backsteinen eingefasst, eine im mittelrheinischen Raum häufige Bauweise. Der Wehrgang wurde an drei Stellen feldseitig entwässert.

Aufgrund der Darstellung auf der Stadtansicht von Wenzel Hollar (1631) lässt sich vermuten, dass die ursprünglich weiteren Zinnenzwischenräume vor 1631 ebenfalls zu Schießscharten umgerüstet wurden. Ein Kupferstich von Johann Friedrich Probst (1720/1730) zeigt, dass der bis in das 17. Jahrhundert rheinseitig freiliegende Abschnitt mindestens seit dem frühen 18. Jahrhundert mit einem langgezogenen Gebäude bebaut war. Nach dem Schick'schen Stadtplan von 1753 wurde es von den Steinmetzen genutzt

und diente zusammen mit einem weiteren vorgelagerten Gebäude wohl als Bauhof. Zu diesem Bau gehörten auch drei mit wiederverwendeten Sandsteingewänden ausgestattete Wandschränke, die nachträglich in die Stadtmauer eingeschlagen wurden. Sie mussten bei der Instandsetzung aus statischen Gründen geschlossen werden, wurden jedoch ablesbar belassen. Vermutlich kurz zuvor entstand die nachträgliche kleine Pfortenöffnung, die von der Schlossergasse aus durch die Stadtmauer führte. Nördlich des Steinmetzgebäudes befand sich auch ein 1784 als *Caserne* bezeichneter Bau, der der Bemannung der rheinseitigen Bastionen der Stadt gedient haben dürfte.

Die Instandsetzung des Stadtmauerabschnitts wurde zwischen 2017 (rheinseitig) und 2018–2019 (stadtseitig) durchgeführt. Die Landesdenkmalpflege hat die statische Instandsetzung der Stadtmauer finanziell unterstützt. Nach Abschluss der Baumaßnahmen wurde ein kleiner öffentlicher Parkstreifen angelegt, von dem aus den Mainzern ein schöner Blick auf das nun wieder vorzeigbare mittelalterliche Stadtmauerstück möglich ist.

DR. MARKUS FRITZ-VON PREUSCHEN
GDKE, Landesdenkmalpflege, Praktische Denkmalpflege

1) *Mainz, Stadtmauer, Rheinseite, Zustand vor Instandsetzung*
2) *Baualtersplan (Historische Bauforschung Frank & Mielke GbR)*
3) *Rheinseite der Mauer, aktueller Zustand nach Instandsetzung*

Die Stadtbefestigung von Worms

Erfahrbares Kulturerbe

Zu den wichtigsten, in das Mittelalter zurückreichenden Denkmälern der Stadt Worms zählt neben dem Dom und den SchUM-Stätten auch die Stadtbefestigung, deren sichtbare und nicht sichtbare Reste als bauliche Gesamtanlage unter Denkmalschutz stehen.

Eine erste steinerne Ummauerung wird bereits für das 4. Jahrhundert n. Chr. angenommen. Bis zur Stadtzerstörung im Jahr 1689 entstanden in mehreren Bauabschnitten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit ein innerer und ein äußerer Mauerring mit zahlreichen Türmen, Toren, Durchlässen, Gräben, Wällen und Bastionen. Im 19. Jahrhundert führten wirtschaftliche Interessen und die Stadterweiterung zum Verkauf von Teilen der Stadtmauer und somit zur Reduktion des inneren und zum fast vollständigen Verschwinden des äußeren Mauerrings. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wirkte sich die Rückbesinnung auf die bedeutende Vergangenheit auch auf den Umgang mit den erhaltenen Zeugnissen der Stadt aus und prägte Stadtentwicklung sowie Baukultur. Dafür bezeichnend ist beispielsweise der sogenannte historisierende Nibelungenstil.

Heute ist die Stadtbefestigung teils in städtischem, teils in privatem Besitz. Ihre baulichen Reste sind freistehend, als Bestandteil von Gebäuden oder im Boden als archäologisches Denkmal erhalten. Zugleich ist sie Gegenstand vieler Projekte und Baumaßnahmen und beschäftigt die Untere Denkmalschutzbehörde immer wieder in ganz unterschiedlicher Weise. Allein im Jahr 2019 wurden sieben Projekte an der Stadtbefestigung betreut. Dabei ging es u. a. um rechtliche Fragen zum Umgang mit Gebäuden im Privatbesitz, die nicht nur an, sondern teilweise auch direkt in den städtischen Teil der Stadtmauer gebaut sind oder um Anfragen zu Maßnahmen gegen Vandalismus an der Fischerpforte. Im Fall einer großen leerstehenden Gewerbeimmobilie, an deren Stelle ein neues Stadtviertel entstehen wird, haben sich aus dem Erdreich emporragende Mauerreste eines Stadtturmes erhalten. Neben seiner Konservierung soll dieser wichtige historische Befund auch im Kontext der geplanten Neubebauung erlebbar gemacht werden.

Seit Jahrzehnten gehört es in Worms zum Alltag, dass bei Baumaßnahmen immer wieder Reste der Stadtbefestigung zu Tage treten und sich dann die Frage des adäquaten Umgangs mit ihnen stellt. Denn oft genug stehen die (wirtschaftlichen) Interessen der Bauherren den denkmalpflegerischen Grundsätzen entgegen. Für einen denkmalgerechten Umgang ist die Suche nach Lösungen, die die historischen Schichten und Spuren der Stadt erleb- und erfahrbar machen und dabei das Kulturerbe in seiner ganzen Authentizität erhalten, stets vorrangiges Ziel.

Bei der Wiederaufwertung der sogenannten Ringanlage, einem Park im ehemaligen Stadtgraben entlang der westlichen Stadtmauer, stieß man auf dem Vorplatz der „Villa Werger“ aus dem späten 19. Jahrhundert unter einer dünnen Kiesschicht auf die Fundamentreste des mittelalterlichen Luginsland-Turms. Bei der Neugestaltung des Pflasters wurde jedoch darauf verzichtet, die Lage der Turmfundamente im Boden zu markieren. Ein archäologisches Schaufenster kam aus konservatorischen und gestalterischen Gründen ebenfalls nicht in Frage. Stattdessen wurde vom Institut für Stadtgeschichte und der Unteren Denkmalschutzbehörde eine Informationstafel konzipiert, die die wichtigsten historischen Angaben zum Turm sowie seiner Lage in Wort und Bild darstellt. Im Zuge der Wiederaufwertung der Ringanlage ist der nächste Abschnitt zwischen der „Villa Werger“ und dem Andreasstift geplant, eine der wenigen Stellen,

an der die mittelalterliche, dreiteilige innere Stadtbefestigung – bestehend aus Graben, Berme und Stadtmauer – noch eindrucksvoll ablesbar ist und nur durch das 1907 erbaute Andreastor unterbrochen wird. Ziel der Neugestaltung ist es, den im 19. Jahrhundert als Weinberg (Weinlage Luginsland) genutzten und zuletzt verwilderten Abschnitt der Berme durch behutsame Eingriffe für Fußgänger zu erschließen und mit der Ringanlage im ehemaligen Stadtgraben zu verbinden.

In den letzten hundert Jahren wurden immer nur an einzelnen Abschnitten der Stadtmauer Erhaltungsmaßnahmen durchgeführt. So besteht an einigen Stellen teils erheblicher Sanierungsbedarf, z. B. im Fall des Nibelungenmuseums am Torturmplatz, zu dem der Bürger- und der Torturm gehören. Eine Untersuchung ergab, dass deren Steinoberflächen massive Schäden aufweisen. Zur Gefahrenabwehr und zur provisorischen Sicherung der Flächen wurden Anfang 2020 Netze an den Türmen angebracht. Die komplexe Baugeschichte der Wormser Stadtbefestigung erfordert nicht nur aus wissenschaftlichem Interesse detailliertere restauratorische sowie bauhistorische Untersuchungen, sondern auch um ein denkmalgerechtes, tragfähiges und nachhaltiges Konzept für die gesamte Anlage erstellen zu können.

Bereits die dringende Sanierung des Nibelungenmuseums und der Türme am Torturmplatz stellt angesichts der schwierigen Haushaltslage eine große Herausforderung für die Stadt dar. Für ein solches Projekt und den damit einhergehenden hohen Zeit- und Kostenaufwand wird die Stadt Worms auf Unterstützung und Fördermittel angewiesen sein.

AQUILANTE DE FILIPPO,
BETTINA GRANSCHE,
HANNA HUBERTUS
Stadt Worms,
Untere Denkmalschutzbehörde

1) *Worms, Fundamente des Stadtmauerturmes „Luginsland" an der Villa Werger*
2) *Stadtmauer mit Berme zwischen Villa Werger und Andreasstift (im Hintergrund der Christoffelturm)*
3) *Stadtmauer mit Bürgerturm (gesichert durch grünes Netz) am Nibelungenmuseum*

Der Frankenturm in Trier

Ein mittelalterliches Bauwerk aus römischen Steinen

Von den mittelalterlichen Wohn- und Befestigungstürmen in Trier ist der romanische Frankenturm in der Dietrichstraße, unweit des Hauptmarktes gelegen, der eindrucksvollste. Der Bau wurde um das Jahr 1100 errichtet und 1298 erstmals urkundlich erwähnt. Namensgeber war Franco von Senheim, dem der Turm im frühen 14. Jahrhundert gehörte. Das Bauwerk war einst Mittelpunkt einer Hofanlage mit mehreren weiteren Gebäuden, von denen lediglich ein südlich des Frankenturms gelegener gotischer Keller erhalten ist. Errichtet von einem Mitglied der städtischen Oberschicht, diente der Turm nicht nur Wohnzwecken, sondern in Zeiten, als die mittelalterliche Stadtmauer noch nicht gebaut war, auch als Befestigungsbauwerk, um die Bewohner der Stadt vor Angriffen und Überfällen zu schützen.

Diese Zweckbestimmung zeigt sich auch am wehrhaften Charakter des Bauwerks, der in den geschlossenen Fassaden mit wenigen, über alle Gebäudeseiten regelmäßig verteilten Schlitzfenstern zum Ausdruck kommt. Lediglich im ersten Obergeschoss befindet sich in der Straßenfassade eine größere, aufwendig gestaltete Fensteranlage. Zwei gekuppelte Fenster sind von Entlastungsbögen überfangen, deren Bogenquaderung aus rotem und gelbem Sandstein besteht. Zum Schutz gegen Überfälle lag der ursprüngliche Eingang an der östlichen Längsseite im Obergeschoss und war nur über eine Zugtreppe erreichbar. Das straßenseitige Tor wurde erst nach 1806 eingebaut.

Wie viele mittelalterliche Bauwerke in Trier ist auch dieses aus römischem Abbruchmaterial errichtet. Der Sockel und die Gebäudeecken sind mit großformatigen Quadern, die Wände mit Kalkstein-Handquadern verblendet. Ein auffälliges Merkmal stellen vor allem die Ziegellagen dar, die in regelmäßigen Abständen in das Mauerwerk eingefügt sind. Man ahmte damit die Bauweise römischer Gebäude nach, die zu jener Zeit an vielen Stellen der Stadt noch als Ruinen vorhanden waren. Doch anders als bei den Römerbauten, bei denen die Ziegellagen als Ausgleichsschicht dienten, sind die Ziegel hier nur vorgeblendet.

Eine Zeichnung von 1806 zeigt, dass das Turmhaus im Dachbereich baufällig war. Daraufhin trug man die oberen Geschosse ab und setzte ein Pultdach auf. Spätestens seit jener Zeit wurde das Gebäude nur noch von ärmeren Familien bewohnt oder als Lager und Remise genutzt. Seit 1914 befindet sich der Turmrest im Eigentum der Stadt Trier.

Friedrich Kutzbach, seit 1921 Stadtkonservator von Trier, war der erste Denkmalpfleger und Bauforscher der Stadt, der seine Aufmerksamkeit vor allem der mittelalterlichen Architektur widmete. So beschäftigte er sich auch mit dem Frankenturm, von dem er 1927 ein Aufmaß anfertigte und eine Rekonstruktion der oberen Geschosse erarbeitete. Die Rekonstruktion wurde 1938/1939 in leicht veränderter Form baulich ausgeführt, die geplante Nutzung als nationalsozialistisches Staatsjugendheim erfolgte jedoch nicht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg stand das Gebäude über Jahrzehnte leer und konnte aus Sicherheitsgründen kaum noch betreten werden. Es gab zahlreiche Ideen, wie es genutzt werden könnte, etwa als Weinlokal oder als Museum, doch die Überlegungen scheiterten zumeist daran, dass sie sich nicht wirtschaftlich umsetzen ließen oder zu große Eingriffe in die historische Bausubstanz bedeutet hätten.

2005 entwickelte die Trier-Gesellschaft, ein gemeinnütziger Verein, der sich für die Erhaltung von Kulturdenkmälern der Stadt Trier einsetzt und dafür 2017 vom Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz mit der „Silbernen Halbkugel“

1) Trier, Frankenturm, Außenansicht
2) Blick von der Galerie ins Erdgeschoss
3) Obergeschoss, ehemaliger Wohnsaal

ausgezeichnet wurde, die Idee, den Frankenturm instand zu setzen. Gemeinsam mit der Stadt Trier entwarf man ein Ausbaukonzept, das eine behutsame Nutzung für Besichtigungen sowie kleinere Veranstaltungen vorsieht.

Um die historische Bausubstanz zu schonen und die noch in großem Umfang erhaltenen mittelalterlichen Putzreste zu schützen, wurden die nutzungsbedingten Einbauten auf ein Minimum reduziert. So befindet sich nun in der Mitte des Erdgeschosses ein Raumelement zur Unterbringung der Nebenräume, auf dem das Galeriegeschoss ruht. Der Einbau einer Stahlträgerdecke auf Höhe des ursprünglichen mittelalterlichen Niveaus ermöglicht die Nutzung des Obergeschosses mit den Doppelarkadenfenstern. Weitere Geschosse wurden nicht eingezogen, damit das Bauwerk als Turm erlebbar bleibt.

2007 konnte der Frankenturm seiner neuen Bestimmung übergeben werden. Die Instandsetzung, die als gemeinsames Projekt der Trier-Gesellschaft und der Stadt Trier angelegt war, wurde finanziell durch Zuschüsse des Landes Rheinland-Pfalz und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz sowie durch Spenden von Privatpersonen unterstützt.

Mit diesem Ausbaukonzept ist es gelungen, eine sinnvolle und behutsame Nutzung ohne größere Eingriffe in die Bausubstanz zu ermöglichen und den Frankenturm als beliebten Veranstaltungsort in der Stadt Trier zu etablieren.

DR. ANGELIKA MEYER
Stadt Trier,
Untere Denkmalschutzbehörde

Das Wohnhaus Himmelgasse 1 in Mainz

Das Mittelalter versteckt in einem barocken Gewand

Trotz der großen geschichtlichen Bedeutung haben sich in der Stadt Mainz nur wenige mittelalterliche Profanbauten erhalten. Jedoch verbirgt sich hinter manch unscheinbarer Fassade ein überraschend alter Kern. Das barock anmutende Anwesen Himmelgasse 1 und Augustinerstraße 50 stellt sich straßenseitig als Putzbau mit den für Mainz typischen Rotsandsteingewänden und dem barocken Relief einer Marienkrönung über der Eingangstür dar. Die Denkmaltopographie verzeichnet, dass es sich bei dem Anwesen vermutlich um die baulichen Reste des Sponheimer Hofes aus der Zeit um 1500 handelt. Für diese Zeit sprechen zum Beispiel die umgestalteten steinernen Kreuzstockfenster sowie die vermauerten flachbogigen Arkaden auf steinernen Rundstützen. Weil jedoch weitere Details, etwa eine mit einem steinernen Königsköpfchen verzierte gotische Konsole mit Stütze im ersten Obergeschoss und ein vollständig verblattetes Dachwerk über dem zweiten Obergeschoss ins Auge fielen, beauftragte die Landesdenkmalpflege ein Aufmaß sowie eine bauhistorische Untersuchung. Diese sowie die sich daran anschließenden Sanierungsmaßnahmen in den Jahren 2016–2018 erbrachten nun neue Erkenntnisse, die u. a. eine Datierung des Baus fast 150 Jahre früher erlauben.

Es konnte nachgewiesen werden, dass sowohl das Dachwerk als auch die hölzerne Stützkonstruktion im Inneren dendrochronologisch in das Jahr 1367 zu datieren sind und dass das verwendete Nadelholz geflößt worden war. Auch konnte erwiesen werden, dass die Gebäude Augustinerstraße 50 und 52, die als Halbgiebelhäuser errichtet wurden, einst zum Komplex gehörten, wie der durchgehende Keller mit Kreuzgratgewölben, Mittelstützen und Brunnen belegt. Restauratorische Untersuchungen brachten weitere Details zum Vorschein. In einem straßenseitigen Raum im zweiten Obergeschoss fand sich eine rapportartige Wandgestaltung sowie im ersten Obergeschoss eine bemalte hölzerne Decke, die wohl aus dem 14. Jahrhundert stammen. Im Bauschutt wurde unter der barockzeitlichen Treppe eine schwer datierbare fragmentierte Keramikkachel – vermutlich einem Ofen zugehörig – gefunden. Die Funde sind insgesamt für Mainz herausragend, da bisher kaum Erkenntnisse zu den mittelalterlichen Profanbauten vorliegen.

Die bauhistorischen Untersuchungen konnten zudem die komplexe Baugeschichte klären. So wurde 1367 westlich an ein früher im 14. Jahrhundert errichtetes, aber heute nicht mehr erhaltenes Gebäude in der Himmelgasse 3, das an seiner freistehenden westlichen Giebelfassade eine Lisenengliederung aus Backstein besaß, ein Gebäude angefügt, das einen großzügigen, bis zur Augustinerstraße reichenden Gewölbekeller mit zwei Mittelstützen aufwies.

Hofseitig war das Gebäude einst laubenartig mit Arkaden versehen. Die Decke über dem Erdgeschoss ruhte ursprünglich auf einem mächtigen hölzernen Unterzug. Im Obergeschoss befand sich ein großer, saalartiger Raum, der hofseitig über eine Außentreppe erschlossen wurde und eine prächtig bemalte Decke besaß. Auf dieser Seite wies der Raum eine großzügige Belichtung durch aufwendig gekuppelte, aus sechs Öffnungen bestehende Fenster mit zur Mitte hin ansteigenden Oberlichtern bei gleichbleibender Kämpferhöhe auf. Raumseitig war eine breite Fensternische mit steinernem Mitteldienst und bekrönendem Königsköpfchen eingelassen. Auf beiden Seiten schlossen sich Drillingsfenster an. Die Fenster auf der Nord- und Südseite sowie der erdgeschossige Haupteingang gehen auf spätere Eingriffe zurück.

Zwischen 1594 und 1625 wurden die Häuser Augustinerstraße 50 und 52 angefügt und der

1) *Mainz, Himmelgasse 1, Außenfassade*
2) *Hoffassade, Darstellung mit Rekonstruktion der ursprünglichen Fenstersituation und des Zuganges zum Saal (Historische Bauforschung Frank & Mielke GbR)*
3) *Erstes Obergeschoss, farbige Decke, vermutlich 14. Jh. (Befundbericht Brigitte Schön, 2018)*

ursprüngliche Keller durch Wände abgeteilt. Um 1640 erfolgte eine Reparaturphase am Bau Himmelgasse 1, bei der ein Streichbalken unter der Decke des ersten Obergeschosses eingefügt wurde. Die heutige innere Struktur des Gebäudes ist jedoch geprägt von einer 1735 datierten Umbauphase. Die Vermauerung der Arkaden, der heutige Hauptzugang und die Treppe auf der Nordseite des Gebäudes sind dieser Zeitschicht zuzuordnen und nehmen keine Rücksicht auf den ursprünglichen, prächtig durchfensterten Raum im ersten Obergeschoss, der ebenfalls zugunsten von Flur- und Raumwänden unterteilt wurde. Ausstattungsdetails wie Rocaillekartuschen in den Fensternischen und eine Rokokobettnische (Alkoven) sind ebenfalls dieser Zeit zuzuordnen. Vom 19. bis zum 20. Jahrhundert kamen schließlich weitere Zwischenwände und Durchbrüche hinzu.

Die aufwendige Gestaltung des Gebäudes im 14. Jahrhundert legt die Vermutung nahe, dass es sich schon bauzeitlich um einen Adelshof gehandelt hat. Die spätere Bezeichnung Sponheimer Hof bestätigt dies. Nach der Mainzer Stiftsfehde 1461–1462 gelangte der domnahe Bau jedoch in geistlichen Besitz. Gleichwohl bleiben Fragen hinsichtlich der ursprünglichen Gestaltung an der Straßenseite, verbunden mit der Frage der ursprünglichen Vertikalerschließung, bisher unbeantwortet.

DR. MARKUS FRITZ-VON PREUSCHEN
GDKE, Landesdenkmalpflege, Praktische Denkmalpflege

Mittelalterliches Fachwerk in der Pfalz

Keine terra incognita mehr!

Die Pfalz ist als Landstrich mit vielfältigen Natur- und Kulturschönheiten bekannt. Pittoreske Stadt- und Dorfbilder gründen auf einem beachtlichen historischen Hausbestand. Versucht man allerdings Gebäude vor 1697 ausfindig zu machen, wird die Suche bedeutend schwieriger. Durch die bekannte großflächige Zerstörung der (Kur-)Pfalz im Rahmen des Pfälzischen Erbfolgekrieges ist nur wenig ältere Bausubstanz vorhanden. So galt bis vor wenigen Jahren in der Hausforschung das Credo, es gebe in der Pfalz keine mittelalterlichen (Fachwerk-) Häuser mehr.

Im Rahmen größerer Stadtsanierungsmaßnahmen sowie der Erarbeitung einer Denkmaltopographie für Neustadt an der Weinstraße kamen plötzlich zahlreiche Häuser aus dem 16., 15. und sogar 14. Jahrhundert zum Vorschein, die sich durch dendrochronologische Untersuchungen präzise datieren ließen. Diese Untersuchungen wurden vom Verfasser in den letzten Jahren in Neustadt, aber auch der gesamten übrigen Pfalz weitergeführt, sodass das Wissen über den mittelalterlichen Hausbau in der Pfalz enorm vergrößert werden konnte. Hierbei hat sich Neustadt als *die* Metropole für mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Fachwerkbau in der Pfalz herauskristallisiert: Von aktuell 31 bekannten Fachwerkhäusern bis 1550, die noch nennenswerte mittelalterliche Bestandteile besitzen, stehen 26 in Neustadt und seinen Ortsteilen. Damit nimmt die Stadt in absoluten Zahlen zugleich die Spitzenposition aller Kommunen in Rheinland-Pfalz ein.

Das früheste zumindest teilweise erhaltene Gebäude stammt von 1337 (Neustadt, Hauptstraße 51). Da das Erdgeschoss vollständig verloren ist und man 1604 das Haus vergrößert und mit neuer Fassade versehen hatte, ist sein Alter allerdings von der Straße kaum zu erahnen. Das Obergeschoss mit den beiden Traufseiten sowie das Dach – ein Sparrendach mit einer Kehlbalkenlage – sind die ältesten Zeugnisse profanen Wohnens in der Pfalz. Kennzeichnend für diese Bauten ist eine Konstruktionsweise, die bislang als Ständer- oder Geschossbau bezeichnet wurde, in der aktuellen Hausforschung jedoch auch als „Hochgerüst" definiert wird. Darunter versteht man Bauten, deren Fachwerkständer bis ins Dach *hoch* reichen, die also einstöckig abgezimmert sind. Dass derartige Häuser aber auch mehrgeschossig ausfallen können, verdeutlicht das am besten erhaltene und restaurierte Anwesen der Epoche Metzgergasse 3 in Neustadt. Hier wurde auf dem Sockel eines älteren Vorgängerbaus aus Stein 1384 ein neuer einstöckiger, in zwei Geschosse unterteilter Fachwerkbau als Hochgerüst aufgeschlagen. Durch die Vergrößerung des Hauses Richtung Straße im Jahre 1604 zeigt das Objekt dort eine Renaissancefassade, im Hof jedoch die Zeitschicht von 1384.

Entgegen der noch immer verbreiteten Auffassung, es gebe eine stringente Entwicklung vom Hochgerüst zum sog. Unterbaugerüst (Stockwerks- oder Rähmbau), konnte die Hausforschung mittlerweile nachweisen, dass bereits bei den ältesten erhaltenen Gebäuden des 13. Jahrhunderts beide Bauweisen existieren und nicht selten kombiniert zur Anwendung kommen. Der gewählte Begriff „Unterbaugerüst" beschreibt dabei ein Fachwerkgebäude, das aus Unterbau und Dach als eigenständigen Einheiten besteht. Hierbei sind die Unterbaugerüste überwiegend in einzelnen „Stöcken" abgebunden, die meist zweistöckig und zweigeschossig ausgebildet sind. Ein prägnantes Beispiel hierfür ist das Haus Hintergasse 19 in Neustadt von 1452. Das Unterbaugerüst steht wie bei den meisten Stadthäusern giebelständig zur Straße und besitzt das übliche Satteldach mit Krüppelwalm. Das dort noch teilweise vorhandene Freigespärre – die Dachkonstruktion wird ein Stück heraus-

1) Zeiskam, Kronstraße 28
2) Neustadt a. d. W., Hintergasse 19
3) Neustadt a. d. W., Metzgergasse 3, Hofansicht

gezogen und am Giebel sichtbar – ist als Detail singulär, dürfte aber gemäß Befunden anderer Landstriche auch in der Pfalz früher häufiger verwendet worden sein.

Aufgrund der besonderen Erhaltungsumstände beziehen sich die Erkenntnisse fast nur auf Stadthäuser. Das mittelalterliche Wohnen auf dem Dorf ist mangels Befunden kaum noch fassbar. Vor allem „klassische" Bauernhäuer, die gewiss das Gros aller Wohnbauten ausmachten, sind praktisch nicht mehr zu ermitteln. Daher kommt dem im vergangenen Jahr entdeckten und bislang nur ansatzweise erforschten Anwesen Ludwigstraße 38 in Gönnheim eine kaum zu überschätzende Bedeutung zu. Hinter einer fast vollständig in Stein erneuerten und verputzten Fassade konnte als Kern ein langgestrecktes Haus mit vier Querzonen aus der Zeit um 1495 herausgeschält werden. Die Raumteilung ist am besten als Bauernhaus mit integriertem Viehstall zu klassifizieren, als sog. Einfirsthof. Nach Auffassung des Verfassers ist es das älteste Bauernhaus in der Pfalz.

Das Ende mittelalterlichen Bauens ist wie jede Epochengrenze schwierig zu fixieren. Im Fachwerkbau könnte es äußerlich am Aufkommen besonderer neuer und zahlreicher Zierformen vor der Mitte des 16. Jahrhunderts erkennbar werden. Hier soll das Anwesen Kronstraße 28 in Zeiskam von 1538 angeführt werden, das sowohl noch mittelalterliche als auch bereits moderne Elemente aufweist.

DR. STEFAN ULRICH
Stadt Neustadt a. d. W.,
Untere Denkmalschutzbehörde

Die SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz

Einzigartige Zeugnisse einer kulturellen Tradition

SchUM, das Akronym aus den Anfangsbuchstaben der mittelalterlichen, hebräischen Namen der Städte Speyer, Worms und Mainz, wurde zum Synonym für den Gemeindeverbund der drei bedeutenden jüdischen Gemeinden am Rhein. Sie waren Zentren, in denen die religiöse und geistige Tradition jüdischen Lebens nördlich der Alpen *(Aschkenas)* geprägt wurde. Die Entfernung von den traditionellen Zentren der jüdischen Gelehrsamkeit und das Leben in einer christlichen Mehrheitsgesellschaft förderte die Eigenständigkeit ihrer Entscheidungen in religiösen Belangen. Um 1220 gründeten die Gemeinden durch die Verabschiedung gemeinsamer Gemeindesatzungen einen einzigartigen Verbund, der die Kultur, Religion und Rechtsprechung in der Diaspora prägte und bis heute als „Satzungen der Gemeinden von SchUM" *(Takkanot Kehillot SchUM)* bekannt ist.
Einige der Rechtsentscheide, Bräuche und Riten sind für orthodoxe Jüdinnen und Juden bis heute verbindlich. Gleichzeitig entstanden richtungsweisende Anlagen, die die Gestaltung jüdischer Ritualbauten und die Bestattungskultur mehrerer Jahrhunderte beeinflussten. Bis heute bewahren die drei Städte diese einzigartigen Synagogen, *Frauenschuln* (Beträume für Frauen), *Mikwaot* (Ritualbäder), *Jeschiwot* (Lehr- und Lernhäuser) und Friedhöfe.

Der Judenhof in Speyer mit Synagoge, *Frauenschul*, *Mikwe*, *Jeschiwa* und Synagogenhof ist das früheste umfangreich erhaltene jüdische Gemeindezentrum in Zentraleuropa. Er entstand als planmäßige Anlage während des Stadtausbaus um 1090/1100. Die mittelalterliche Synagoge zeigt in ihrer Fensteranordnung erstmals Elemente, die für die *aschkenasische* Synagogenbaukunst charakteristisch wurden. Die *Mikwe* ist die älteste bekannte und zugleich vorbildgebende *Monumentalmikwe* in Europa. Ein Ritualbad abseits eines Gewässers mit „lebendigem", also nicht geschöpftem Wasser war eine besondere Herausforderung für die jüdische Gemeinde und verdeutlicht die hohe Bedeutung der kultischen Reinheit für Männer und Frauen im *aschkenasischen* Judentum. Archäologisch erhalten sind die *Jeschiwa* und der Synagogenhof.

Der vor 1034 entstandene Synagogenbezirk in Worms mit Synagoge, *Frauenschul, Mikwe*, Synagogenhof, *Jeschiwa* und Gemeindehaus (heute „Raschi-Haus") veranschaulicht eindrücklich die Funktionsweise früher *aschkenasischer* Gemeinden: Gebet und Gelehrsamkeit, religiöse Reinheitsvorstellungen und Rechtsgemeinschaft sind topografisch eng aufeinander bezogen. Die Synagoge ist der älteste bekannte über einer mittleren Säulenreihe gewölbte Synagogenraum. Die *Frauenschul* ist die früheste bekannte in *Aschkenas*. Der Bau von *Frauenschuln*, den Gebetsräumen für Frauen, ist eine Entwicklung des 13. Jahrhunderts, die erstmals in den SchUM-Gemeinden fassbar wird. Mit ihr wurde ein neuer, monumentaler Funktionsraum entwickelt, der in wegweisender Form auf die Anwesenheit beider Geschlechter im heiligen Raum antwortete.

Der Alte jüdische Friedhof Worms ist das besterhaltene und anschaulichste Zeugnis mittelalterlicher Bestattungskultur in *Aschkenas* und bewahrt in unübertroffener Vielfalt und chronologischer Dichte jüdische Grabsteine vom 11. bis zum 20. Jahrhundert. Sie sind anschauliche Zeugnisse vom Umgang mit dem Tod und den Verstorbenen in der jüdischen Tradition und bilden ein herausragendes Zeugnis der Sozial- und Kulturgeschichte gerade auch von Frauen in den SchUM-Gemeinden.

In Mainz zeugt bis heute der Alte jüdische Friedhof von der ältesten SchUM-Gemeinde. Er ist ein bedeutender Überrest des größten und frühesten mittelalterlichen Friedhofs im *aschkenasischen* Kulturkreis, der die jüdische

Bestattungskultur in Europa prägte und eindrücklich die religiös geforderte Einrichtung von auf Dauer angelegten Bestattungsplätzen außerhalb der Stadt dokumentiert. Die 1926 mit der Aufstellung zuvor zweckentfremdeter Grabsteine als Denkmalfriedhof geschaffene Anlage ist ein bedeutsamer Ausdruck der Selbstvergewisserung und Selbstverortung der Jüdinnen und Juden in Deutschland.

Die SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz bilden ein unvergleichliches Spektrum jüdischer Gemeindezentren und Friedhöfe aus dem 10. bis 13. Jahrhundert, die die kulturellen Leistungen europäischer Jüdinnen und Juden in der Formationsphase des *aschkenasischen* Judentums bezeugen. Es sind besonders frühe und in einzigartiger Dichte und Vollständigkeit überkommene Zeugnisse der lebendigen Tradition des *aschkenasischen* Judentums.

Seit 2014 wird unter der Federführung des Ministeriums für Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur in einer Arbeitsgruppe mit der Generaldirektion Kulturelles Erbe, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Universitäten, dem SchUM-Städte e. V. sowie in enger Abstimmung mit der Jüdischen Gemeinde Mainz und den Städten Speyer, Worms und Mainz der UNESCO-Welterbeantrag erarbeitet. Am 23. Januar 2020 wurden die Antragsunterlagen beim UNESCO-Welterbezentrum in Paris eingereicht. Seit März läuft das Evaluierungsverfahren, das bis 2021 andauern wird. Auf der Jahrestagung des Welterbekomitees im Jahr 2021 wird voraussichtlich über den Welterbeantrag entschieden.
Die SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz sind auf dem Weg zum Welterbe und könnten 2021 das Ziel erreichen.

NADINE HOFFMANN
GDKE, Landesdenkmalpflege,
Projekt UNESCO-Welterbeantrag SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz

1) *Speyer, Judenhof, Synagoge und Frauenschul von Osten, entstanden ab 1096*
2) *Worms, Synagogenbezirk, entstanden vor 1034*
3) *Mainz, Alter jüdischer Friedhof am Judensand, frühes 11. Jh.*

Die Keller um den Judenhof in Speyer

Neue Erkenntnisse zur Stadtgeschichte vom Mittelalter bis heute

Im Mittelalter bildete Speyer zusammen mit den jüdischen Gemeinden von Mainz und Worms als Gemeindeverbund „SchUM" (*Spira – Warmaisa – Magenza* / Speyer – Worms – Mainz) das geistige Zentrum der europäischen Juden. Die Ursprünge der jüdischen Gemeinde in Speyer, die bis in das frühe 16. Jahrhundert Bestand hatte, reichen in das Jahr 1084 zurück, als Bischof Rüdiger Huzmann sie in direkter Nähe zum Dom ansiedeln ließ. Christen und Juden lebten rund um den Judenhof in gemeinsamer Nachbarschaft. Erhalten haben sich hier die Ruine der 1104 geweihten Männersynagoge, der *Frauenschul* und der vor 1126 erbauten *Mikwe*. Das ehemals jüdisch-christliche Stadtviertel hat im Verlauf der Zeit jedoch starke bauliche Veränderungen erfahren, insbesondere durch den Stadtbrand von 1689, in dessen Folge das Gebiet ab dem frühen 18. Jahrhundert neu aufgebaut wurde. Oft haben Stadtbrände und kriegerische Auseinandersetzungen aber nur dazu geführt, dass lediglich die obertägigen Gebäude erneuert wurden und die älteren Keller erhalten blieben. Es stellte sich somit auch in Speyer die Frage, ob noch jüdische Bauten aus dem Mittelalter erhalten sind.

Um dies zu überprüfen, hat die Landesdenkmalpflege 2017–2019 eine Begehung der Keller um den Judenhof durchgeführt, bei der Inventarisation und Bauforschung, unterstützt von der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Speyer und der Landesarchäologie, etwa sechzig Keller begutachteten. In einer ersten Kurzerfassung wurden für die Keller um den Judenhof bis an die Maximilianstraße, die Flachs- und Webergasse, die Große Pfaffengasse und bis an den Domplatz Skizzen und Fotos erstellt sowie Baubefunde dokumentiert.

Als wesentliche Erkenntnis konnte festgestellt werden, dass die meisten Keller älter sind als die darüber stehenden Häuser des 18. und 19. Jahrhunderts – ein Beleg dafür, dass die Stadtstruktur aus der Zeit vor 1689 tatsächlich in den Kellern, teilweise auch im Aufgehenden überdauert hat. Viele Keller gehören zu einst giebelständigen, schmalen Gebäuden, die nach 1689 durch traufständige Gebäude ersetzt wurden. Vor allem auf der Nordseite der Kleinen Pfaffengasse fanden sich aber auch größere, parallel zur Straße ausgerichtete Keller, deren Einzelräume aneinandergereiht sind. An der Judengasse stehen die Keller wiederum auf engstem Raum, entweder an der Straße oder auch im hinteren Bereich des Grundstücks. Gemeinsam ist fast allen die Verwendung des Tonnengewölbes. Holzbalkendecken wurden nicht beobachtet und nur selten sind frühneuzeitliche bis barocke Stützenkeller mit Kreuzgratgewölben anzutreffen. Singulär ist die Lage eines Kellerraumes unterhalb der Maximilianstraße, die auf die Begradigung der Straßenfluchten ab dem Spätbarock zurückzuführen ist. An manch einem Keller konnte auch anhand erhaltener Reste von Kellerhälsen die Entfernung früherer Zugänge von der Straßenseite aus ermittelt werden.

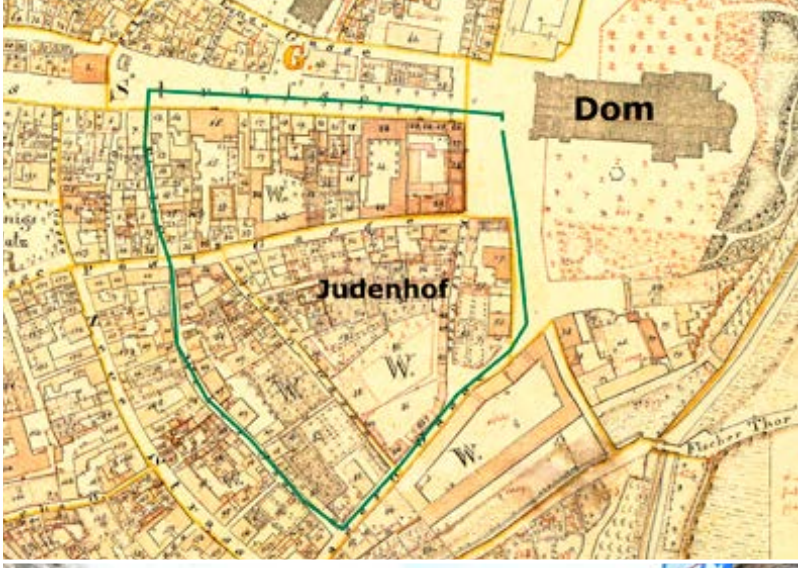
Ein ganz besonderer Befund, der wesentlich für die Identifizierung mittelalterlicher Bausubstanz ist, begegnet uns in Speyer gleich in verschiedenen Kellern: die so genannte *Pietra rasa*. Eine typisch romanische Technik, bei der der Setzmörtel über die Bruchsteine hinweg verstrichen und die Fuge mit einer Ritzung versehen wurde, um ein Quadermauerwerk zu imitieren. Am Speyerer Judenhof konnte *Pietra rasa* bei archäologischen Grabungen nachgewiesen werden, die vermutlich in das 1. Viertel des 13. Jahrhunderts zu datieren ist. Erhalten ist sie auch am Raschi-Haus (12. Jh.) und in der *Mikwe* (1185/1186) in Worms.

Im Süden und Osten des Judenhofs liegen Freiflächen – heute meist als Parkplätze genutzt –, die durch das Vordringen des Domstiftes ab dem 15. Jahrhundert entstanden sind und bis

zur Neuzeit als Gärten genutzt wurden. Diese Entwicklung manifestierte sich nach 1689, als zerstörte Gebäude nicht wiederaufgebaut und ihre Keller mit Abbruchschutt verfüllt wurden. Jüngst konnten Fragmente von zwei mittelalterlichen Kellern südlich des Judenhofs wiederentdeckt werden.

Aufgrund der vielversprechenden ersten Ergebnisse führt die Landesdenkmalpflege seit 2019 ein Pilotprojekt durch, bei dem eine Auswahl von Kellern untersucht, vermessen und dokumentiert wird. Von besonderem Interesse ist dabei die Gewinnung neuer Erkenntnisse zur jüdischen Gemeinde im Mittelalter sowie zur Stadtgeschichte Speyers vor 1689. Ziel ist dabei einerseits die Vermessung der Keller sowie die Auswertung der Baubefunde vor Ort und der schriftlichen Quellen aus Archiven. Die Ergebnisse des im Kontext des Weltkulturerbeantrags „SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz“ stehenden Pilotprojekts sollen voraussichtlich im Spätsommer oder Herbst 2020 der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

JUTTA HUNDHAUSEN
GDKE, Landesdenkmalpflege, Bauforschung



1) *Ausschnitt aus dem Kataster-Uraufnahmeblatt der Stadt Speyer, Entstehungsjahr 1820, ergänzt 1837, mit Eintragung des Untersuchungsgebietes (grün umrandet). Das Pilotprojekt beschränkt sich auf die nähere Umgebung des Judenhofs.*
2) *Nach 1689 aufgegebene und verfüllte mittelalterliche Keller südöstlich des Judenhofs, wiederentdeckt bei einer Grabung im Jahr 2017*
3) *Synagoge, 1104 geweiht, Außenwand, heute in einem Keller gelegen*

Inhalt

Grußwort
Prof. Dr. Konrad Wolf 3

Vorwort
Thomas Metz, Dr. Roswitha Kaiser 5

BURGEN UND PALÄSTE

Die Kaiserpfalz in Kaiserslautern
Sabine Aumann 7

Der ehemalige Bischofspalast in Landau
Jörg Seitz 9

Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte der Burg Wernerseck bei Ochtendung
Esther Klinkner 11

Die Restaurierung der Innenräume auf Burg Eltz
Dr. Georg Peter Karn 13

Mittelalterliche Mauern in Schloss Herrnsheim
Jutta Hundhausen 15

Die Kauzenburg in Bad Kreuznach
Dr. Leonie Köhren 17

KIRCHEN

Die Restaurierungen der Stiftskirche in Kaiserslautern
Dr. Ulrike Weber 19

Die Neufassung der Liebfrauenkirche in Worms
Dr. Katinka Häret-Krug, Diana Ecker 21

Die Instandsetzung der Martinskirche in Oberwesel
Dr. Maria Wenzel 23

Der Dachraum von St. Kastor in Dausenau
Dr. Roswitha Kaiser 25

Die Sakristeitür aus St. Johannes in Neustadt-Mußbach
Claudia Gerner-Beuerle 27

KLÖSTER

Klosterruine Limburg a. d. Haardt bei Bad Dürkheim
Dr. Armin Hanson 29

Ehem. Klosterkirche Arnstein a. d. Lahn
Dr. Alexandra Fink 31

Ehem. Prämonstratenserabtei Rommersdorf bei Neuwied
Dr. Reinhard Lahr 33

Ehem. Stiftskirche in Pfaffen-Schwabenheim
Constanze Hüther 35

Die Restaurierung des Kreuzgangs von St. Matthias in Trier
Dr. Christian Schüler-Beigang, PD Dr. Eduard Sebald 37

Das Ursularetabel der Abteikirche Marienstatt im Westerwald
Martin Hammer 39

STÄDTE UND DÖRFER

Der historische Ortskern von Ediger
Lucy Liebe 41

Die Reste der mittelalterlichen Stadtmauer in Mainz
Dr. Markus Fritz-von Preuschen 43

Die Stadtbefestigung von Worms
Aquilante De Filippo, Bettina Gransche, Hanna Hubertus 45

Der Frankenturm in Trier
Dr. Angelika Meyer 47

Das Wohnhaus Himmelgasse 1 in Mainz
Dr. Markus Fritz-von Preuschen 49

Mittelalterliches Fachwerk in der Pfalz
Dr. Stefan Ulrich 51

SchUM-STÄTTEN

Die SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz
Nadine Hoffmann 53

Die Keller um den Judenhof in Speyer
Jutta Hundhausen 55

Abbildungsnachweis:

Georg Peter Karn, GDKE, Landesdenkmalpflege: Umschlaginnenseite, S. 2, S. 4, S. 11 Abb. 1, S. 17 Abb. 1–3, S. 23 Abb. 2, S. 29 Abb. 2 u. 3, S. 49 Abb. 1; GDKE, Landesarchäologie, Speyer: S. 7 Abb. 1; Archiv, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 11 Abb. 2, S. 19 Abb. 2, S. 21 Abb. 1, S. 49 Abb. 2 u. 3; Büro für Historische Bauforschung Frank und Mielke: S. 11 Abb. 3; Stadtarchiv Worms, Foto-Abt., Neg.-Nr. M 12808: S. 15 Abb. 2; Jürgen Ernst, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 19 Abb. 1, S. 21 Abb. 3, S. 25 Abb. 1, S. 35 Abb. 1–3, S. 43 Abb. 1, S. 53 Abb. 1–3; Gunther Ecker: S. 19 Abb. 3; Jürgen Hamm, Hamm Architektur + Denkmalpflege Worms: S. 21 Abb. 2; Hubertus Jäckel, Oberwesel: S. 23 Abb. 1; Heinz Straeter, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 23 Abb. 3; Friedrich Schnell: Die Entwicklung des Dachstuhls am Mittelrhein, Darmstadt 1915, Taf. 8: S. 25 Abb. 2; Karen Keller Dipl.-Rest., Köln: S. 31 Abb. 2, S. 37 Abb. 1–3; Felix Tauber, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 41 Abb. 1–3; Stadt Mainz, Gebäudewirtschaft: S. 43 Abb. 2; Karola Sperber, GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 43 Abb. 3; Stadt Worms, Untere Denkmalschutzbehörde: S. 45 Abb. 1–3; Ulrich Pfeuffer, GDKE, Landesmuseum Koblenz: S. 47 Abb. 1 u. 3; Stadt Trier, Untere Denkmalschutzbehörde: S. 47 Abb. 2; Burghard Lohrum, Kenzingen: S. 51 Abb. 1; Katasteruraufnahme 1820, Vermessungs- und Katasteramt Rheinpfalz: S. 55 Abb. 1.
Alle übrigen Bilder von den Autorinnen und Autoren.
Abb. Umschlagaußenseite vgl. Einzelbeiträge.

Umschlaginnenseite: Oberwesel, Stadtansicht von Nordwesten mit St. Martin, Liebfrauen und Schönburg;
S. 2: Pfaffen-Schwabenheim, ehem. Stiftskirche, Ansicht von Osten
S. 4: Burg Wernerseck bei Ochtendung

RheinlandPfalz

GENERALDIREKTION
KULTURELLES ERBE

LANDESDENKMALPFLEGE

Impressum

Herausgeber:
Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz
Direktion Landesdenkmalpflege
– Erthaler Hof –
Schillerstraße 44
55116 Mainz
Telefon: 06131 / 2016-0
Telefax: 06131 / 2016-11
www.gdke.rlp.de

Text- und Bildredaktion: Dr. Georg Peter Karn
und Karola Sperber M. A.
Satz: Astrid Papendick M. A.
Mainz 2020